Die weite, weite Welt.

Von

Elisabeth Wetherell.

Deutsch

von

Dr. J. Ziethen.

Vierter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.



Die weite, weite Welt.

Von

Elisabeth Wetherell.

Deutsch

von

Dr. J. Ziethen.

Vierter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Strümpfe, gegen die ein „Blaustrumpf" nichts war.

Wie Bienen heim voll Honig fliegen,
So floh die Zeit hier beim Vergnügen.
Sind Könige glücklich — sie war'n mehr,
War'n Sieger ob der Sorgen Heer.

R. Burns.

Der erste Feiertagsmorgen graute, aber es war noch lange nicht heller Tag, als Helene geweckt wurde. Es war die kleine Helene Chauncey, die sie am Arme zupfte und rüttelte, und ihren Namen in einem Tone flüsterte, der von großer Furcht zeigte, Jemand zu wecken. Da stand sie im Nachtjäckchen und in der Nachtmütze und barfuß, mit einem Gesicht, das vor Vergnügen strahlte, und so munter wie möglich. Helene fuhr nicht wenig erstaunt auf, und fragte, was es gebe.

„Ich will nach meinem Strumpfe sehen," flü-

sterte die kleine Helene; „willst Du nicht aufstehen und mitkommen? Er ist gerade hier in dem anderen Zimmer. Komm! komm! — aber mache kein Geräusch.“

„Aber wie, wenn Du nichts darin finden solltest?“ sagte Helene lachend.

„O! ich finde schon etwas, das weiß ich. Ich finde immer etwas, nur nicht ängstlich. Tritt recht leise auf, ich möchte nicht, daß wir Jemand wecken.“

„Es ist ja kaum hell genug, daß Du sehen kannst,“ flüsterte Helene, als die beiden weißen, barfüßigen Gestalten aus dem Zimmer schlüpften.

„O! es ist hell genug — das ist ja gerade der Spaß! Still, still, mache kein Geräusch — ich weiß, wo er hängt, — Mama hängt ihn immer an die Lehne ihres Großvaterstuhls — komme mit — hier ist er! O, Helene! es sind zwei! Einer ist für Dich dabei! Einer ist für Dich dabei!“

In einem wahren Aufruhre von Entzücken, hüpfte die eine Helene mit ihren kleinen nackten Beinchen auf der Flur umher, während die andere nicht weniger glücklich in stiller Seligkeit dastand. Die Tänzerin endigte damit, daß sie ihre Freundin von ganzem Herzen drückte und küßte, und erklärte, sie sei so froh, daß sie nicht wisse, was sie anfangen solle.

„Aber wie sollen wir wissen, welcher uns gehört?“

„Vielleicht sind sie beide gleich,“ erwiderte Helene.

„Nein, — aber auf alle Fälle ist der eine für

mich und der andere für Dich. Aber halt, da sind Papierstreifen mit unseren Namen, wenn ich mich nicht irre — wir wollen den Stuhl ein Wenig nach dem Lichte drehen — da — ja — Helene M—o—n, — da, das ist der Deine, mein Name fängt nicht mit einem M an; und dieser ist mein."

Sie tanzte noch einmal im Zimmer umher, dann brachte sie den Strumpf zu dem Stuhle hin, wo Helene noch immer stand.

„Ich möchte wissen, was darin ist," sagte sie; „ich möchte hinein gucken, und kann es doch nicht über mich gewinnen; fange Du an."

„Aber der Strumpf ist nicht mein," sagte Helene, und ein Lächeln verbreitete sich allmälig über ihr ernstes Gesichtchen. „Ich habe kein so großes Bein."

„Ist er gefüllt?" sagte Helene Chauncey. „O! mache schnell, und sieh, was darin ist; ich möchte es gern wissen, und weiß nicht, was ich thun soll."

„Nun, willst Du den Deinen so rasch ausleeren, wie ich den meinen?"

„Gut!"

O! geheimnißvolles Vergnügen, und vergnügliches Geheimniß des gefüllten Strumpfes! Helenens zitternde Finger suchten das Oberste und fuhren dann plötzlich zurück.

„Ich kann mir nicht denken, was es ist, es fühlt sich so seltsam an!"

„O! ängstige Dich nicht, mache schnell," sagte Helene Chauncey, „es wird Dir nicht weh thun."

„Nein, weh thun wird es mir nicht," sagte Helene, „aber —"

Sie zog eine große Traube Rosinen heraus.

„Herrlich! nicht wahr?" sagte Helene Chauncey. „Nun meinen Strumpf!" Sie brachte den Zwilling zu Helenens Traube heraus. „So weit wäre es gut," sagte sie, „nun das Weitere."

Das Nächste in jedem Strumpfe war eine große Düte mit überzuckerten Pflaumen.

„Ei das ist schön," sagte Helene Chauncey; „die Deine ist mit einem weißen, und die meine mit einem blauen Bande gebunden; das ist der ganze Unterschied! O! und Deine Düte ist purpurroth und meine ist ziegelroth."

„Ja, und die Bilder sind anders," sagte Helene.

„Nun, mir ist's recht, daß sie anders sind — Dir nicht auch? Es ist eben so hübsch; auf alle Fälle ist die eine eben so groß wie die andere. Was kommt nun?"

Helene zog ein kleines Packet heraus, das, als es geöffnet wurde, ein Paar hübsche, dunkle, lederne Handschuh enthielt.

„O! ich möchte wissen, wer mir die Handschuh geschenkt hat?" sagte sie; „ich brauchte gerade welche. Wie hübsch! o! wie freue ich mich! Ich errathe, von wem sie sind."

„O! sieh her," sagte die andere Helene, die sich in ihren Strumpf versenkt hatte, „ich habe einen Ball bekommen, und den brauchte ich gerade. George sagte mir, wenn ich einen Ball hätte, wolle er mir zeigen, wie man damit spiele. Ist das nicht hübsch? Und ist es nicht spaßhaft, daß wir Beide gerade das bekommen, was wir brauchen? O! es ist ein sehr netter Ball. Ich freue mich, daß ich ihn habe. Aber hier ist noch ein großes, rundes Ding in meinem Strumpfe; was kann das sein? Sie werden mir doch nicht zwei Bälle geben?" sagte sie kichernd.

„Auch in dem meinigen," sagte Helene, „vielleicht sind es Aepfel?"

„O, nein! sie werden uns doch keine Aepfel geben? Und außerdem ist es weich! Nimm es heraus und sieh zu."

„Dann sind es Orangen," sagte Helene lachend.

„Ich habe noch keine so weichen Orangen gehabt," sagte die kleine Helene Chauncey. „Nun, Helene, höre auf zu lachen uud laß uns weiter sehen."

Es waren zwei große, scharlachrothe, seidene Nadelkissen, in die sehr nett mit Stecknadeln die Buchstaben: **H. C.** und **H. M.** gesteckt waren.

„Nun, da werden wir lange Zeit keine Stecknadeln mehr brauchen," sagte Helene, „wer hat sie uns geschenkt?"

„Ich weiß es," erwiderte die kleine Helene Chauncey, „Mrs. Bland."

„Es war sehr freundlich von ihr, daß sie mir es machte,“ sagte Helene. „Nun weiter!“

Zunächst kam eine kleine Flasche Cölnisches Wasser.

„Ich kann Dir sagen, wer das hinein gethan hat,“ sagte ihre Freundin, „Tante Sophie. Ich kenne ihre kleinen Flaschen Cölnisches Wasser. Liebst Du das Cölnische Wasser? Das der Tante Sophie ist wundervoll.“

Helene liebte es sehr und freute sich außerordentlich darüber. Helene Chauncey bekam auch eine neue Schere, die ihre volle Zufriedenheit erlangte.

„Nun möchte ich nur wissen, was in diese Zehen gestopft ist,“ sagte sie, „ich glaube Rosinen und Mandeln, und Du hast dasselbe, nicht wahr? Nun, ich sollte meinen, daß wir Süßigkeiten genug hätten. Ist das nicht ein guter heiliger Christ?“

„Was macht Ihr da, Ihr Affen?“ rief die Stimme der Tante Sophie aus der Thür des Ankleidezimmers. „Alice, Alice! sieh nur ein Mal. Wollt Ihr Beide gleich zurück in's Bett? Ihr Wirbelköpfe, es ist ein wahres Glück daß Weihnachten ist. Zu jeder anderen Zeit im Jahre würden wir Euch krank im Bette haben; wie es einmal ist, hoffe ich, werdet Ihr zechfrei ausgehen.“

Lachend und rosenroth vor Vergnügen kamen sie zurück und krochen mit einander in's Bett und noch eine Stunde lang pflogen sie eine höchst lebhafte Un-

terhaltung, und kicherten und lachten und flüsterten einander Dinge von unendlicher Wichtigkeit zu. Bei dieser Berathung wurde die Einrichtung des gemalten Nadelbuchs festgestellt, auch zwei oder drei andere Sachen wurden entschieden; und die beiden Kinder schienen bereits seit Tagesanbruch einen ganzen Tag verlebt zu haben, als sie zum Frühstück hinunter kamen.

Nach dem Frühstück wandte sich Helene heimlich zu Alice, um zu fragen, ob sie sehr schön schreiben könne; sie wünschte außerordentlich gern etwas geschrieben zu haben.

„Ich darf es nicht versuchen, Helene, wenn es so superfein sein soll; aber John kann es Dir schreiben.“

„Kann er es? Glaubst Du, daß er es thun wird?“

„Ich glaube es sicher, wenn Du ihn darum bittest.“

„Aber ich bitte ihn nicht gern,“ sagte Helene und warf einen zweifelnden Blick nach dem Fenster.

„Unsinn, er liest blos die Zeitung, Du wirst ihn nicht stören.“

„Nun, Du wirst doch nichts davon sagen, Alice?“

„Gewiß nicht.“

Helene ging demnach heran und sagte bescheiden: „Mr. Humphreys!“

Aber er schien sie nicht zu hören.

„Mr. Humphreys!“ wiederholte sie ein Wenig lauter.

„Er ist noch nicht angekommen," sagte John und blickte ernst um sich.

Er sprach so ernsthaft, daß Helene nicht sagen konnte, ob er scherzte oder nicht. In ihrem Gesichte malte sich eine zu komische Verlegenheit, als daß er länger an sich halten konnte.

„Mit wem wünschest Du zu sprechen?" sagte er lächelnd.

„Ich wollte Sie sprechen, Sir," sagte Helene, „wenn Sie nicht zu beschäftigt sind."

„Mr. Humphreys ist immer beschäftigt," sagte er und schüttelte den Kopf, „aber Mr. John steht Dir zu jeder Zeit zu Diensten, und John thut Alles für Dich, was Du von ihm verlangen magst."

„Dann, Mr. John," erwiderte Helene lachend, „wenn Sie erlauben, ich wollte Sie sehr bitten, etwas für mich zu machen, wenn Sie nicht zu sehr beschäftigt sind; Alice sagte mir, ich würde Sie nicht stören."

„Nicht im Geringsten, ich habe lange genug bei dieser dummen Zeitung gesessen. Was willst Du?"

„Ich wünschte, wenn Sie so gut sein wollten," sagte Helene, „daß Sie mir etwas sehr schön schrieben."

„Sehr schön? Nun, komme in die Bibliothek, wir wollen sehen."

„Aber es ist ein großes Geheimniß," sagte Helene, „Sie dürfen es Niemand sagen."

„Keine Tortur soll es von mir herauspressen,

wenn ich weiß, was es ist," sagte er mit einem seiner komischen Blicke.

Voll großer Freude lief Helene nach der Pappe, welche sie zum Umschlage des Nadelbuches verwenden wollte, und brachte sie nach der Bibliothek und erklärte, wie viel Raum in der Mitte zu einem Gemälde bleiben sollte, einer Rose auf der einen, einem Schmetterling auf der anderen Seite; die Schrift solle so elegant als möglich sein, oben, unten und ringsherum, wie die Phantasie des Schreibers es gerade machen wollte.

„Nun, was soll auf das originellste aller Nadelbücher geschrieben werden?" fragte John, indem er sich sorgfältig eine Feder schnitt.

„Still," sagte Helene, „ich will es Ihnen in einer Minute sagen. Auf diese Seite, wie Sie sehen die Vorderseite, soll kommen: „Meiner lieben Mutter noch manch glückliches Neujahr!" und auf die andere: „von ihrer lieben kleinen Tochter Helene Chauncey." Natürlich," fügte sie hinzu, „soll Mrs. Chauncey nichts davon erfahren bis zum Neujahrstage, und eben so wenig sonst Jemand."

„Vertraue mir," erwiderte John, „wenn ich gefragt werde, sollen sie mich so unverständlich wie ein Orakel finden."

„Was ist ein Orakel?"

„Nun," sagte John lächelnd, „die Feder taugt noch nichts — die alten Heiden glaubten, es gebe ge-

wisse Orte auf der Erde, welche ihre Götter mehr begünstigten als andere, und wo sie den Sterblichen gestatteten, sich ihnen zu nahen, und wo sie sich selbst herbeiließen, ihre Fragen zu beantworten."

„Und thaten sie es?" fragte Helene.

„Was?"

„Beantworteten sie ihre Fragen?"

„Wer?"

„Die — o!" sagte Helene, „es gab gar keine solchen Götter. Aber was veranlaßte die Leute zu denken, daß sie ihnen antworteten, und wie konnten sie Fragen stellen?"

„Ich glaube, es war eine Erfindung der Priester, um ihre Macht und ihren Reichthum zu vergrößern. In der Nähe war immer ein Tempel erbaut, worin Priester und Priesterinnen wohnten; die Fragen wurden durch sie gestellt, und sie frugen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten oder für große Leute, die sie gut bezahlen konnten, indem sie dem Gotte prächtige Geschenke machten."

„Aber ich sollte meinen, daß die Leute gedacht haben müßten, der Priester und die Priesterinnen hätten die Antworten selbst gemacht?"

„Vielleicht dachten sie bisweilen so; aber die Menschen hatten damals die Bibel noch nicht und wußten noch nicht so viel, wie wir wissen. Der Gedanke war nicht unnatürlich, daß die Götter sich ein Wenig um die armen Menschen, die auf der Erde

wohnten, kümmern würden. Außerdem gab es bei den Antworten des Orakels viel Ceremonien, die täuschen halfen."

„Wie war das möglich?" sagte Helene. „Wie konnten sie das machen? Und was war das Orakel?"

„Das Orakel war entweder die Antwort selbst, oder der Gott, der die Antwort angeblich ertheilte, oder der Ort, wo sie ertheilt wurde, und das geschah auf verschiedene Weise. An dem einen Orte verbarg sich der Priester selbst in dem hohlen Stamm oder in die Aeste einer Eiche, und die Leute dachten, der Baum spräche zu ihnen. Bisweilen wurde das Orakel von einer Priesterin ertheilt, welche vorgab, in eine Art von Begeisterung versetzt zu werden, und die sich das Haar raufte und die Brust schlug."

„Aber wie, wenn das Orakel einen Irrthum beging, was sagten die Leute dann?"

„Die Antworten waren gewöhnlich so eingerichtet, daß sie auf alle Fälle die Wahrheit zu sagen schienen."

„Ich kann nicht begreifen, wie sie das machen konnten," sagte Helene.

„Sehr leicht; denke Dir einmal, daß ich ein Orakel bin, und komme zu mir mit einer Frage, ich will sie Dir beantworten."

„Aber Sie können doch nicht sagen, was kommen wird."

„Das ist gleichgiltig; Du fragst mich aufrichtig und ich will Dir orakulös antworten.“

„Das heißt, wie ein Orakel?“ fragte Helene. „Nun, Mr. John, wird Alice gefallen, was ich ihr zum Neujahr schenken will?“

„Es wird ihr gefallen, was sie an diesem Tage erhält.“

„Ach,“ sagte Helene, „das ist nicht ehrlich. Sie haben mir keine Antwort gegeben. Vielleicht wird ihr sonst Jemand etwas schenken, und dann kann ihr das gefallen und nicht das meine.“

„Ganz richtig, aber das Orakel will nicht verstanden sein.“

„Nun, dann komme ich nicht zu Ihnen,“ sagte Helene; „ich liebe solche Antworten nicht. Jetzt wollen wir uns an das Nadelbuch machen.“

Athemlos sah sie zu, während die geschickte Feder ihre Aufgabe löste; und als ihr John die erste Schale überreichte, kamen ihre Ausrufe des Vergnügens und der Verwunderung aus dem Innersten ihres Herzens.

„Es ist also gut so? Nun laß uns sehen: „von ihrer lieben kleinen Tochter“, nun: „Helene Chauncey“ — das muß wol in Hieroglyphen sein?“

„In was?“ fragte Helene.

„Ich meine, in irgend einer schwierigen Schriftgattung.“

„Aber was war das, was Sie sagten?“

„Hieroglyphen.“

Helene fügte nichts weiter hinzu, wiewol sie nicht zufrieden gestellt war. Er sah es und lächelte.

„Willst Du wissen, was das heißt?“

„Ja, wenn Sie so gütig sein wollen,“ erwiderte Helene.

Er legte die Feder weg, während er erklärte, und sie war eine höchst aufmerksame Zuhörerin. Selbst das große Geschäft des Augenblicks wurde vergessen. Von den Hieroglyphen kamen sie auf die Pyramiden, und Helene stand eben im Geiste auf dem Gipfel der einen und genoß die Aussicht; — da stieg sie plötzlich herunter, um John von ihrem gefüllten Strumpfe und dessen Inhalt zu erzählen. Die Feder wurde wieder angesetzt, und als Helene zur Zehe ihres Strumpfes kam, war auch die Schreiberei fertig.

„War es nicht sehr seltsam, daß sie mir so viel schenkten? Leute, die mich gar nicht kennen?“

„Nein,“ sagte John lächelnd, „ich kann nicht sagen, daß es so seltsam ist. — Ist dies Alles, was Du für mich zu thun hast?“

„Das ist Alles, und ich bin Ihnen sehr verbunden, Mr. John.“

Ihr dankbares, liebevolles Auge sagte noch viel mehr und er fühlte sich reichlich belohnt.

Zunächst wurde nun Gilbert angegangen, die Rose und den Schmetterling zu malen, der sich sehr gern bereit erklärte, da er einen so eleganten Anfang gemacht sah. Dann konnten sich die Mädchen daran

machen, die Blätter zu sticken, was keineswegs das Geschäft einer Stunde war.

Das war ein sehr glücklicher Weihnachtstag. Mit ihren Nadeln und Fingerhüten und ihrer rosafarbenen Seide setzten sie sich abseits in eine Ecke oder in die Bibliothek. Und indem sie ihr Gespräch dann und wann mit einer überzuckerten Pflaume würzten, ließen sie ihre Zungen und Nadeln lustig arbeiten.

Es war wunderbar, wie sie einander so viel zu sagen hatten, aber es trat kein Mangel ein; Helene Chauncey besonders war unerschöpflich. Einige Mal wurden auch am Tage die Fläschchen mit Cölnischem Wasser genommen, die Handschuh besichtigt, der Ball probirt und die neue Schere gelobt, die sie gerade zu ihrer Arbeit brauchten. Helene suchte auch ihre Freundin in das Geheimniß der Orakel und Hieroglyphen einzuführen; aber sie gab es bald auf. Die kleine Helene zeigte entschiedene Vorliebe für Amerika, um nicht zu sagen für Ventnor, wo sie sich mehr zu Hause fühlte.

Dann kam Mr. Humphreys, und Helene freute sich sowol ihretwegen, als deshalb, weil sie Alice gern vergnügt sah. Dann kam das große fröhliche Christfestmahl, nachdem die Mädchen sich nicht müde geschwatzt, aber müde gearbeitet hatten. Die Jungen und die Alten aßen heute zusammen, und die Kinder saßen nicht allein, sondern unter den Erwachsenen. Und da Helene recht hübsch zwischen Alice und der

kleinen Helene Chauncey saß, so gefiel ihr Alles außerordentlich: der große lange Tisch, der von glücklichen Gesichtern umgeben war, die Töne der Heiterkeit, die Blicke der Liebe und das lebhafte Gespräch, das herrliche Geschirr und die Gläser und das Porzellan, das stattliche Festmahl und zuletzt, wiewol nicht im geringsten Maße, der Plumpudding. Auch funkelte der Wein und es wurden viele Gesundheiten getrunken; aber Helene bemerkte, daß Alice und ihr Bruder lächelnd die ihrigen in Wasser tranken; so daß, als der alte Mr. Marshman Alice aufforderte, ihm ihr Glas hinzureichen, sie es ihm allerdings hinhielt und es füllen ließ, aber anstatt dessen ihr Wasserglas an den Mund hob, nachdem sie ihm eine sehr tiefe Verbeugung gemacht hatte. Mr. Marshman lachte viel über sie und fragte sie, ob sie die neue Lehre zur Proselytin gemacht hätte, und Helene lachte mit, ohne den mindesten Begriff zu haben, was er meinte, und war außerordentlich glücklich. Es war auch sehr hübsch, als sie in das Gesellschaftszimmer gingen, um Kaffee zu trinken. Die Jugend sollte heute aus besonderer Gunst Kaffee erhalten. Die alte Mrs. Marshman hatte die beiden Helenen zu ihren beiden Seiten und war so freundlich, und hielt Helenens Hand in der ihrigen, und sprach mit ihr von ihrer Mutter, so lange, bis Helene sie liebte.

Nach dem Thee wurde nach Spielen verlangt und Jung und Alt nahm daran Theil. Sie spielten Cu-

riositäten-Laden, und Helenen kamen Mr. Johns Curiositäten unvergleichlich vor. Sie spielten die „alte Familienkutsche“, und Mr. Howard Marshman war der Kutscher. Helene lachte bis sie müde war; sie war die Kutschenthür und wurde immerfort auf- und zugemacht, und hin und her gedreht, wie es ihr die ganze Zeit schien, wiewol die meisten Anderen gerade eben so hart tractirt wurden. Als sie recht müde waren, setzten sie sich nieder, um auszuruhen und Musik zu hören; und Helene fand daran einen außerordentlichen Gefallen. Alice und Mrs. Gillespie und Miß Sophie und noch eine Dame und Mr. Howard sangen; manchmal Solo, manchmal alle drei oder vier zusammen. Zuletzt schlug es zehn Uhr und die Kinder wurden fortgeschickt; und von Anfang bis zu Ende war es ein erster Feiertag von ununterbrochenem und wolkenlosem Vergnügen gewesen. Zuletzt sah sich Helene noch ein Mal ihre Cölnische Wasserflasche, ihre Handschuhe, ihr Nadelkissen, ihre Rosinen und ihre Düte mit Zuckerpflaumen an, was Alles sehr sorgfältig neben einander in einer Commode lag.

Zweites Kapitel.

Ein Sonntag in Ventnor.

Wiewol das Lebensthal ein Thal der Thränen,
Ein schönes Land winkt jenseits unsrem Sehnen,
Deß helle Glorie zwischen Felsentrümmer
Und Waldesnacht wirft ihren ew'gen Schimmer.
Cowper.

Mr. Humphreys ließ sich überreden, den Sonntag über in Ventnor zu bleiben, und es wurde auch bestimmt, daß seine Kinder erst nach Neujahr wegfahren sollten.

Dies war weniger ihr Wunsch, als der seine. Er sagte, Alice bedürfe der Abwechselung, und er wünschte, sie sähe ein Wenig dicker aus. Außerdem ließ sich den brünstigen Bitten der ganzen Familie nicht widerstehen.

Helene freute sich sehr darüber, wiewol es den Vergnügungen in Ventnor einigen Eintrag that, daß

sie sich mit Niemand von den jungen Leuten, außer mit Helene Chauncey und ihrem Vetter George Walsh ganz zu Hause fühlen konnte. Dies schien ihr sehr sonderbar, sie dachte fast, Margaret Dunscombe stecke hinter dem Allen; aber sie erinnerte sich, daß sie Aehnliches schon vor Margarets Ankunft erfahren habe. Sie suchte nicht daran zu denken, und in der That störte es sie nicht in ihrem Glücke. Der Bruch sollte indeß erweitert werden. — Vier Meilen von Ventnor liegt eine Stadt, Randolph genannt. Dahin fuhr am Sonntag Morgen die ganze Gesellschaft in die Kirche. Aber die Eßstunde und die Entfernung ließen Niemand am Nachmittag hinein gehen. — Die Mitglieder der Familie waren in verschiedenen Theilen des Hauses zerstreut, meistens in ihren Zimmern.

Helene entschlüpfte mit einiger Schwierigkeit ihren jungen Freunden, deren Art und Weise, die Zeit hinzubringen, mit ihren Begriffen von dem, was an diesem Tage recht sei, nicht übereinstimmte. Und sie ging nach der Bibliothek, um sich nach ihren älteren Freunden umzusehen. Sie waren dort und zwar allein. Alice lag halb auf dem Sopha, halb in Johns Arm. Er las vor, oder sprach mit ihr — ein Buch lag in seiner Hand.

„Fehlt Dir etwas?“ sagte Helene, als sie näher kam. „Bist Du nicht wohl, liebe Alice? Kopfschmerzen? O! das thut mir leid! Aber ich weiß“ — sie eilte fort, und in zwei Minuten kam sie hei-

ter zurück, und brachte in der einen Hand die Traubenrosinen, in der anderen die Flasche mit Cölnischem Wasser.

„Wollen Sie nicht so gut sein, Mr. John, und die Flasche öffnen?“ sagte sie; „ich bekomme sie nicht auf; ich hoffe, das Cölnische Wasser wird helfen, denn Helene sagte, es sei wundervoll. Mama brauchte immer Cölnisches Wasser gegen ihre Kopfschmerzen. Und hier, liebe Alice, willst Du nicht diese Traubenrosinen essen? Bitte, nimm.“

„Ist diese Flasche noch nicht offen gewesen?“ sagte Alice lächelnd, indem sie eine Rosine nahm.

„Nein, gewiß nicht, ich wollte sie nicht eher öffnen, als bis ich sie brauchte. — Iß sie alle, liebe Alice, bitte.“

„Aber ich glaube, Helene, Du hast selbst noch keine gegessen, die Traube sieht noch ganz unberührt aus; und das sind viel zu viel für mich.“

„Ja, ich habe zwei gegessen, ich will nicht mehr, ich gebe sie Dir und Mr. John, das macht mir viel mehr Freude.“

Helene empfing indeß als kostbaren Lohn einen dankbaren Blick und Kuß von Alice. Dann verließ sie die Bibliothek aus zarter Rücksicht, daß die Geschwister vielleicht gern allein sein möchten. Sie wußte nicht, wo sie hingehen wollte; denn Miß Sophie hatte sich in ihrem Zimmer auf das Bett gestreckt, und konnte keine Gesellschaft brauchen. Zuletzt setzte sie

sich mit ihrer kleinen Bibel auf das Sopha in den oberen Vorsaal, der vollständig geheizt war, und wurde dort einige Zeit in Ruhe gelassen. Es war angenehm nach all dem Lärmen des Morgens, einige Sonntagsruhe zu genießen; und die süßen Bibelworte übten, wie jetzt oft, ihre Heilkraft auf Helene aus. Aber nach einer halben Stunde hörte sie zu ihrem Leidwesen unten eine Thür öffnen, und die ganze Kinderschaar kam in die untere Halle, wo bald ein solcher Lärm entstand, daß an lesen oder sinnen nicht mehr zu denken war.

„Wie unangenehm ist es, daß man am Sonntage nicht spielen darf!“ sagte Marianne Gillespie.

„Man kann am Sonntag spielen,“ antwortete ihr Bruder, „was gilt die Wette? Das ist Alles, denke ich, wozu der Sonntag gut ist.“

„William! William!“ erklang die erschreckte Stimme der kleinen Helene Chauncey, „Du bist wirklich ein gottloser Junge!“

„Nun,“ entgegnete William, „inwiefern bin ich gottlos? Heraus mit der Sprache, ich möchte es wissen. Ist es nur im entferntesten gottloser, wenn wir spielen, als wenn sich Tante Sophie auf's Bett legt und schläft? oder Onkel Howard Romane lies't, oder Großpapa von Politik, oder Mama von Moden schwatzt? Sie und Miß Dings-da haben heute den ganzen Morgen nichts als neue Kleider gemacht. Was ist nun schlimmer?“

„O! William, William, schäme Dich," sagte Helene wieder.

„Willst Du still sein, Helene Chauncey!" sagte Marianne scharf, „und auch Du thätest besser zu schweigen, William, wenn Du wüßtest, was Dir gut ist. Ich kümmere mich nicht darum, ob es recht oder unrecht ist, nur das weiß ich, daß mich das Nichtsthun schrecklich langweilt."

„Und auch mich," sagte Margaret gähnend, „ich wünschte, ich könnte den ganzen Sonntag schlafen."

„Ich will Euch etwas sagen," sagte George, „ich kenne ein Spiel, das wir spielen dürfen, und das keinen Anstoß erregt, denn es ist aus der Bibel!"

„So? Laß hören, George," riefen die Mädchen.

„Ich glaube nicht, daß es etwas taugt, wenn es aus der Bibel ist," sagte Margaret.

„Nun starre mich immer an, Helene Chauncey."

„Ich starre Dich nicht an," sagte Helene entrüstet, „aber ich halte es für Unrecht, ein solches Spiel zu spielen, wenn es aus der Bibel ist."

„Nun, immerhin!" sagte George, „jetzt hört: Ich will mir eine biblische Person denken, einen Mann oder eine Frau, versteht Ihr? Und Ihr Alle könnt zwanzig Fragen an mich richten, um zu sehen, ob Ihr errathen könnt, wer es ist."

„Was für Fragen?"

„Was für Fragen Ihr wollt."

„Das wird Euere Kenntniß der biblischen Geschichte bereichern," sagte Gilbert.

„Gewiß, und unser Gedächtniß üben," fügte Isabel Hawthorn hinzu.

„Ja, dann denken wir die ganze Zeit an gute Menschen und ihre Thaten," sagte die kleine Helene.

„Oder an schlechte Menschen und ihre Thaten," entgegnete William.

„Aber ich kenne nicht genug biblische Personen und Geschichten," sagte Margaret, „ich kann nicht rathen."

„O, das thut nichts, das giebt um so mehr Spaß," sagte George, „kommt, wir wollen anfangen. Wer will sich Jemand denken?"

„O! das wird schön," sagte die kleine Chauncey, „aber wo ist Helene? Wir müssen Helene haben."

„Nein, wir brauchen sie nicht, wir haben genug ohne sie, sie wird nicht spielen wollen," schrie William, als das kleine Mädchen die Treppe hinauf lief. Sie blieb jedoch dabei.

Helene hatte schon das Sopha verlassen, und ihre kleine Freundin fand sie am Fuße des Bettes sitzend. — So lange sie konnte, widerstand sie den Bitten derselben, und sehr wider Willen gab sie endlich ihre Einwilligung, und ging mit hinunter.

„Nun sind wir bereit," sagte die kleine Helene Chauncey, „ich habe Helene gesagt, was für ein Spiel es ist. Wer fängt nun an?"

„Wir haben schon angefangen," erwiderte William; „Gilbert hat sich Jemand gedacht; ist's ein Mann oder eine Frau?"

„Ein Mann."

„Jung oder alt?"

„Nun, er war erst jung und dann alt!"

„Bah! William, was für eine lächerliche Frage!" sagte seine Schwester. „Außerdem darfst Du nicht mehr als ein Mal fragen. Reich oder arm, Gilbert?"

„Hm! ich denke, er war in ziemlich guten Umständen; ich kann sagen, ich würde mich für glücklich halten, wenn ich so viel hätte."

„Antwortest Du aufrichtig, Gilbert?"

„Auf Ehre!"

„War er in einer hohen oder niedrigen Stellung in seinem Leben?" fragte Miß Hawthorn.

„Er stand weder auf der obersten noch auf der niedrigsten Stufe der Leiter; es war ein sehr respectabler Mann."

„Aber wir kommen nicht weiter," sagte Margaret.

„Nach Deinen Angaben war er nicht besonders; was hatte er für einen Charakter, Gilbert?"

„Einen sehr guten!"

„War er hübsch oder häßlich?"

„Das sagt die Geschichte nicht."

„Nun, was sagt sie denn?" fragte George, „was hat er gethan?"

„Er machte ein Mal eine Reise."

„Weshalb?“

„Meinst Du, aus welchem Grunde er reis'te, oder zu welchem Zwecke er reis'te.“

„Nun, das ist einerlei.“

„O! ich bitte um Entschuldigung!“

„Nun, was war der Zweck seiner Reise?“

„Er wollte eine Frau holen.“

„Simson! Simson!“ riefen William, Isabel und Helene Chauncey.

„Nein, Simson war es nicht.“

„Ich kann mich keines Anderen erinnern, der sich eine Frau holte,“ sagte George. „der König, wie heißt er gleich, der die Ester heirathete.“

Die Kinder kreischten.

„Er holte sich keine Frau, George, seine Frauen wurden ihm zugeführt.“

„War es Jacob?“

„Nein, er holte sich seine Frau auch nicht,“ sagte Gilbert; „er heirathete zwei Frauen, aber reis'te nicht zu seinem — Schwiegervater, um sie zu suchen. Fahret lieber mit Eueren Fragen fort; Ihr habt bereits acht gethan; wenn Ihr Euch nicht zusammennehmet, werdet Ihr mich nicht kriegen. Frisch!“

„Heirathete er die Frau, nach der er reis'te?“ fragte Helene Chauncey.

„Er war nie verheirathet, so viel ich weiß, aber dennoch brachte er eine Frau nach Hause.“

„Aber wie spaßig Du bist, Gilbert,“ sagte die

kleine Helene, er hatte eine Frau, und hatte auch keine Frau, was wurde denn aus ihr?"

„Sie lebte und befand sich wohl. — Zwölf Fragen, nehmt Euch in Acht!"

„Niemand fragt, aus welchem Lande er war," sagte Margaret. „Was war er für ein Landsmann, Gilbert?"

„Ein Damascener."

„Was?"

„Ein Damascener — aus Damascus! Ihr wißt doch, wo Damascus liegt?"

„Dummes Zeug," sagte Marianne, „ich dachte, er wäre ein Jude. Lebte er vor oder nach der Sündfluth?"

„Nach der Sündfluth! Ich dächte, das hättest Du wissen können."

„Nun, ich kann es nicht errathen, wer es ist, wir werden es aufgeben müssen."

„Nein, nein, noch nicht," warf William ein; „wohin reis'te er nach seiner Frau?"

„Das ist eine Gewissensfrage."

„Nun, dann zählt sie nicht. Hatte er sie schon ein Mal gesehen?"

„Noch nie."

„Folgte sie ihm gern?"

„Sehr gern; die Mädchen folgen immer gern, wenn sie heirathen sollen."

„Und was wurde aus ihr?"

„Sie heirathete und lebte glücklich, wie ich Euch schon sagte.“

„Aber Du sagtest, er hätte nicht geheirathet.“

„Nun, was folgt daraus? Ich habe doch nicht gesagt, daß sie ihn heirathete.“

„Wen heirathete sie denn?“

„Ah! das ist eine noch größere Gewissensfrage, die kann ich Euch nicht beantworten.“

„Mußten sie weit reisen?“ sagte Isabel.

„Mehrere Tage, ich weiß nicht, wie weit.“

„Wie reis'ten sie?“

„Zu Kameel.“

„War es die Königin von Scheba?“ fragte die kleine Helene.

Dieser glückliche Gedanke rief ein schallendes Gelächter hervor, und die arme kleine Helene erklärte, daß sie über der Reise Alles vergessen habe; sie habe sich erinnert, daß die Königin von Scheba eine Reise gemacht, und daß auf dem Gemälde der Königin von Scheba Kameele gewesen wären, und daß sie dabei an sie gedacht habe.

Die Kinder gaben es auf.

Alles Fragen schien vergeblich, und endlich sagte ihnen Gilbert, an wen er gedacht habe. Es war „Eliezer, Abrahams ältester Knecht,“ den er ausschickte, seinem Sohne Isaak ein Weib zu nehmen.

„Warum hast Du nicht gerathen, kleine Stumme?“ sagte Gilbert zu Helene Montgomery.

„Ich habe es gerathen," sagte Helene, „wer es war."

„Warum sagtest Du es da nicht? Du hast nicht eine einzige Frage gethan."

„Nein, Du hast nicht eine einzige Frage gethan," wiederholte Helene Chauncey.

„Sie ist viel zu gut dazu," sagte William; „sie hält es für gottlos, und hält uns für böse und ungezogene Kinder, daß wir am Sonntage spielen. Sie bedauert sehr, daß sie sich hat amüsiren müssen."

„Hältst Du es für gottlos, Helene?" fragte ihre kleine Freundin.

„Hältst Du es für Unrecht?" fragte George Walsh.

Helene zauderte; sie sah, daß Alle auf Antwort warteten. Sie erröthete und schlug ihre Augen auf die kleine Bibel, die sie noch immer in der Hand hielt; sie sprach ihr Muth zu.

„Ich will nichts Böses sagen," sagte sie; „ich denke, daß es nicht ganz recht ist, solche, oder auch andere Spiele zu spielen."

„So? Warum nicht? Warum nicht?" riefen ihr von allen Seiten ungeduldige Stimmen zu.

„Weil —" sagte Helene und zitterte vor Anstrengung, „weil — ich denke, daß der Sonntag von uns dazu benutzt werden soll, besser zu werden und etwas Gutes zu lernen. Und ich denke nicht, daß solche Spiele uns dazu verhelfen können; und eine

Art Gefühl sagt es mir, daß ich solche Spiele nicht spielen soll.“

„Nun, dann hoffe ich, daß Du nach Deinem Gefühle handeln wirst,“ sagte William; „ich glaube, Niemand hat etwas dagegen einzuwenden. Du würdest gleichwol besser thun, wo anders hin zu gehen, denn wir fahren fort; wir haben für einen Tag lange genug gelernt gut zu sein. Nun lustig weiter! ich denke mir Jemand.“

Helene fühlte sich verletzt und betrübt über den halben Hohn, den sie in den Mienen und Gebehrden der Anderen sowol, wie in Williams Worten sah. Sie wünschte weiter nichts, als weggehen zu dürfen; aber als sie es that, hob sich ihre Brust und sie athmete schneller und Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie fand Alice schlafend, Miß Sophie saß neben ihr. Daher schlich sie wieder hinaus und ging hinunter in die Bibliothek. Da sie Niemand fand, nahm sie Besitz vom Sopha und versuchte wieder zu lesen. Indeß das Lesen ging nicht recht und so fing sie an über den Vorgang nachzusinnen. Sie dachte an die Unfreundlichkeit der Kinder, so gewiß überzeugt sie war, daß es unrecht sei, einen Theil des Sonntags solchen Spielen zu widmen. Sie grübelte, was Alice, John und ihre Mutter darüber denken würden, und wie sie sonst die Sonntage zugebracht, als sie noch bei dieser lieben Mutter war; und dann hätte sie wissen mögen, wie sie den Sonntag zubrächte, was sie in dem fer-

nen Lande thue, — während ihre Helene hier in der Bibliothek allein sitze. Und sie dachte, wenn es nur Orakel gäbe, welche die Wahrheit sagen könnten, wie gern würde sie nach ihrer Mutter fragen.

„Helene," sagte die Stimme Johns aus dem Fenster.

Sie fuhr auf; sie hatte gedacht allein zu sein. — Aber da lag er im Fenstersitze.

„Was machst Du?"

„Nichts," erwiderte Helene.

„Komme zu mir. Worüber denkst Du nach? Ich wußte nicht, daß Du hier warst, bis ich Dich zwei oder drei Mal seufzen hörte. Was fehlt meiner kleinen Schwester?" Er ergriff ihre Hand und zog sie zärtlich an sich. „Woran dachtest Du?"

„Ich dachte an Verschiedenes — es fehlt mir nichts," erwiderte Helene.

„Was bedeuten dann diese Thränen in Deinen Augen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie lachend, „ich weinte nicht, bis ich hierher kam. Ich dachte eben an Mama."

Er sagte weiter nichts, indeß behielt er sie bei sich.

„Ich sollte meinen," sagte Helene dann, nachdem sie einige Minuten sinnend zum Fenster hinausgeblickt, „es müßte recht hübsch sein, wenn es Orakel gäbe, Mr. John; meinen Sie nicht auch so?"

„Nein," antwortete er.

„Aber würden Sie nicht gern etwas von der Zukunft wissen?"

„Ich weiß davon schon viel."

„Von der Zukunft?"

Er lächelte; „ja, viel, Helene, genug, daß ich mein ganzes Leben daran zu arbeiten habe."

„O! Sie meinen aus der Bibel; ich dachte etwas Anderes."

„Es ist das Beste, das Andere nicht zu wissen, Helene; ich bin sehr froh, daß ich weiß, was die Bibel uns lehrt."

„Aber sie sagt uns doch nicht viel. Was sagt sie uns?"

„Geh' an das Fenster und sage mir, was Du siehst."

„Ich sehe nichts Besonderes," sagte Helene, nachdem sie eine ernste Umschau gehalten.

„Was siehst Du im Allgemeinen?"

„Nun, dort ist die Wiese mit Schnee bedeckt und die Bäume und Büsche; und die Sonne bescheint Alles wie an dem Tage, an dem wir kamen. Und die Tanne wirft ihren langen Schatten über den Schnee — und da wölbt sich der blaue Himmel."

„Nun sieh noch ein Mal hinaus, Helene, und höre! Ich weiß, daß ein Tag kommen wird, wo dieser Himmel aufgerollt werden wird, wie eine Papier-

rolle, wo er verschwinden wird wie Rauch, und wo die Erde alt werden wird wie ein Kleid, und sie und alle Werke, die darin sind, werden vom Feuer verbrannt werden."

Während er sprach, suchte Helenens Phantasie seinem Fluge zu folgen, sich die Verwüstung und den Untergang von Alledem auszumalen, was so schön vor ihr stand und so fest zu stehen schien; aber die Sonne schien fort, die Zweige bewegten sich leicht in dem Winde, die Schatten lagen noch immer auf dem Schnee und der blaue Himmel war schön und wolkenlos. — Die Phantasie versagte ihr den Dienst — sie wandte sich vom Fenster weg.

„Glaubst Du es?" sagte John.

„Ja," entgegnete Helene, „ich weiß es; aber ich meine, es ist sehr unangenehm, daran zu denken."

„Es würde der Fall sein, Helene," sagte er, indem er sie wieder an seine Seite zog, „es würde sehr unangenehm, sehr jammervoll sein, wenn wir nicht mehr wüßten als das; aber wir wissen mehr. Lies hier."

Helene nahm seine kleine Bibel und las an der aufgeschlagenen Stelle: „Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird, noch zu Herzen nehmen."

„Warum soll man der vorigen nicht mehr ge-

denken?" sagte Helene; „soll man sie ganz vergessen?"

„Nein, ich glaube nicht, daß es das bedeutet. Der neue Himmel und die neue Erde werden um so lieblicher und angenehmer sein, daß wir nicht an sie werden denken *wollen*."

Helenens Augen suchten wieder das Fenster.

„Du denkst, das sei kaum möglich," sagte John mit einem Lächeln.

„Ich glaube, es ist möglich," sagte Helene; „aber —"

„Aber so lieblich diese Welt ist, Helene, der Mensch hat sie mit Sünde erfüllt; und die Sünde führt überall ihre Strafe mit sich, und unter der Last beider stöhnt die Erde. Dort wird keine Sünde sein, Sorge und Seufzer werden fliehen; Liebe unter einander und zu dem ewigen Könige wird Aller Herzen erfüllen und seine Gegenwart wird bei ihnen sein. Siehst Du nicht, daß, selbst wenn jene Welt an sich nicht besser wäre als diese, sie doch weit, weit lieblicher sein würde, als diese je sein kann, so lange der Schatten der Sünde auf sie fällt?"

„O gewiß," sagte Helene; „ich weiß, so oft ich in irgend einer Weise mich auf dem unrechten Wege fühle, so scheint mir nichts so hübsch und angenehm, oder wenigstens nicht halb so."

„Sehr richtig," sagte John; „ich sehe, Du ver-

stehst mich. Ich denke gern an jenes Land, Helene, sehr gern."

„Mr. John," sagte Helene, „glauben Sie, daß sich die Menschen wieder erkennen werden?"

„Die hier einander lieben, daran zweifle ich nicht."

Ehe John oder Helene das lange Nachsinnen unterbrochen hatte, das diesen Worten folgte, gesellte sich Alice zu ihnen. Ihre Kopfschmerzen waren besser, und indem sie ihren Platz in dem Fenstersitze nahm, begann das Gespräch zwischen dem Bruder und der Schwester, und Helene war zu glücklich, bei ihnen zu sitzen und ihnen zuzuhören.

Sie sprachen wieder von jenem Lande, von der glücklichen Gemeinde, die sich darauf vorbereite, von ihrer verstorbenen Mutter, von der Herrlichkeit ihres Königs und von der Freude, ihm selbst hier zu dienen, — bis die Gedanken die Worte überwältigten und Stillschweigen die Gruppe überkam. Der kurze Wintertag neigte sich zu Ende, das Sonnenlicht wich dem Mondlicht, keine Schatten lagen mehr auf der Wiese, und wo Helene saß, konnte sie die große Tanne vom Mondschein ganz übersilbert sehen, der sich vom Fenster herein zu stehlen anfing. Es war sehr, sehr schön; doch konnte sie nun ohne Sorgen daran denken, daß Alles dies ein Ende nehmen werde, denn sie wußte von dem neuen Himmel und der neuen Erde, worin Gerechtigkeit wohnen sollte.

„Wir haben Deine ganzen Traubenrosinen aufgegessen, Helene," sagte Alice, „oder vielmehr: ich habe sie gegessen, denn John hat mir nicht viel geholfen. Ich glaube, ich habe nie in meinem Leben so süße Trauben gegessen; John sagte, aus dem Grunde, weil jede Rosine nach Dir schmecke."

„Ich freue mich sehr," erwiderte Helene lachend.

„Es ist doch nichts so schlimm, was nicht auch sein Gutes hätte," fuhr Alice fort. „Ohne meine Kopfschmerzen würde mir John nicht eine Stunde lang den Kopf gehalten haben; und Du würdest mir nicht so viel Vergnügen gemacht haben, Helene. O! John, es hat in der letzten Zeit manchen Tag gegeben, wo ich gern Kopfschmerzen gehabt haben würde, wenn es in meiner Macht gestanden hätte, meinen Kopf an Deine Brust zu legen."

„Und wenn Mama nicht verreis't wäre, würde ich Dich nicht kennen gelernt haben," sagte Helene; „ich wünschte, sie wäre nicht verreis't, aber ich freue mich darum sehr, sehr!"

Sie war auf dem Fenstersitze niedergekniet und umschlang Alice's Hals, gerade als sie zum Thee gerufen wurden. Die Unterhaltung hatte jedes unangenehme Gefühl aus Helenens Seele verbannt. Als sie ihre Gespielen in dem Gesellschaftszimmer traf, hatte sie fast vergessen, daß sie Ursache zur Klage gegen sie habe; und dies zeigte sich, als sich im Laufe des Abends Gelegenheit bot, Mariannen einen kleinen

Höflichkeitsdienst zu erweisen. Sie leistete denselben mit der Anmuth, die nur von einem Geiste herkommen konnte, der ganz frei war von unangenehmen Gefühlen. Die Kinder fühlten dies und schämten sich einstweilen so, daß sie sich besser benahmen. Der Abend verfloß heiter und Helene ging sehr glücklich zu Bett.

Drittes Kapitel.

Rosen und Dornen.

Die alten Helden waren tapfere Ritter,
Sie prahlten nicht, und suchten keine Splitter.
Hudibras.

Am nächsten Tage unterhielten sich die jungen Leute in dem Zimmer, wo John Humphreys auf und nieder ging und nachdachte. Im Laufe seines Wandelganges fand er ihre Unterhaltung ziemlich störend. Die Kinder scharten sich alle dicht um Margaret Dunscombe, die sie mit einer langen und sehr ausführlichen Erzählung von einer Hochzeit und einer großen Gesellschaft zu Randolph unterhielt, der beizuwohnen sie das Glück gehabt hatte. Die Erzählerin vergaß sich selbst, indem sie ihre Kämpfe noch einmal durchfocht und sich von der entzückten Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer geschmeichelt fühlte, und sprach viel lauter, als sie eigentlich wollte. — Da John beim Auf- und Abgehen immer wieder in ihre Nähe kam, hörte er so viel

Bruchstücke von Margarets Geschichte, daß er sich von dem Ganzen recht gut einen Begriff machen konnte; und es that ihm leid, Helenen unter den Uebrigen zu sehen, die, wie die Uebrigen, mit Spannung an ihren Lippen hing und mit vollen Zügen einsog, was ihm armseliger Unsinn zu sein schien: „Ihr Kleid war ganz von blauer Seide, — hier — und da — mit excellenter Spitze besetzt, so breit wie dies — und auf den Achseln und hier — hatte es allerliebste Bandschleifen von —" hier verlor John den Sinn. Als er wieder in ihre Nähe kam, sprach sie von einem anderen Gegenstande: „Miß Simmons, sagte ich, warum thaten Sie das? Nun, sagte sie, wie konnte ich anders? Ich sah Mr. Pyne kommen, und ich dachte, ich würde hinter Sie kommen, und so —" Das nächste Mal sagte die Erzählerin sehr lebhaft: „und siehe da, als ich mitten in meinem Vergnügen bin, kommt ein junger Herr von seiner Größe —" John hatte noch nicht viel Gänge gemacht, als er sah, daß Margarets Unsinn rechts und links in Schlimmeres als in Unsinn ausschlug. — „Helene," sagte er plötzlich, „komme mit in die Bibliothek."

„Auf mein Gewissen!" sagte Margaret, als er das Zimmer verließ: „König John der zweite und kein Geringerer."

„Fahre nicht eher fort, als bis ich zurückkomme," sagte Helene, „ich bleibe nicht drei Minuten, warte auf mich."

Sie fand John an einem Tische in der Bibliothek, er saß da und spitzte einen Bleistift. „Helene,“ sagte er in seiner gewöhnlichen Weise, „ich möchte, daß Du etwas für mich machtest.“

Sie war begierig zu hören was. Aber anstatt es ihr zu sagen, nahm er ein Stück Zeichenpapier und fing an etwas zu entwerfen. Helene stand dabei und wunderte sich und war ungeduldig im höchsten Grade; indeß hütete sie sich, ihre Ungeduld sehen zu lassen, wiewol es sie in den Füßen zuckte, zu ihren Gespielen zurückzulaufen.

„Helene,“ sagte John, nachdem er den alten Stumpf eines Baumes, an dem noch ein Ast saß, und ein Stückchen Boden gemacht hatte, „hast Du jemals Deine Hand im Zeichnen versucht?“

„Nein,“ erwiderte Helene.

„Dann setze Dich nieder,“ sagte er, und stand von seinem Stuhle auf, „und laß mich sehen, was Du daraus machen kannst.“

„Aber ich weiß nicht, wie?“ entgegnete Helene.

„Ich will es Dich lehren. Hier ist ein Stück Papier, und diese Bleifeder ist spitz genug. Ist Dir der Stuhl zu niedrig?“

Er rückte einen anderen hin und mit außerordentlichem Widerwillen und einigem Mißvergnügen setzte sich Helene nieder. Die Frage schwebte ihr auf der Zunge: „ob nicht ein anderes Mal Zeit dazu wäre?“

Aber sie wußte selbst nicht, wie es kam, sie konnte die Worte nicht herausbringen.

John zeigte ihr, wie sie die Bleifeder halten, wie sie das Papier legen, wo sie anfangen und wie sie fortfahren solle. Und dann ging er in das andere Zimmer und nahm seinen Spaziergang wieder auf. Helene hatte zuerst mehr Lust mit ihrem Bleistift durch das Papier, anstatt darüber hin zu fahren. Indeß „Noth bricht Eisen", und sie fing an zu arbeiten, und nachdem sie einmal angefangen, gewährte es ihr Interesse und Vergnügen. Ihr Aerger verflog, sie vergaß Margaret und ihre Geschichte, die Runzeln des alten Stumpfes glätteten die Falten ihrer Stirn, und die mühsamen Blätter an dem Aste vertrieben ihr alle Gedanken an etwas Anderes. Ihre Wangen glühten vor Eifer, als die Bibliothekthür aufging, und die ganze Kinderschaar hereinstürzte. Sie wollten Helenen zu einem Gesellschaftsspiele holen, wozu sie alle Kinder brauchten — sie solle sogleich kommen.

„Ich kann noch nicht," erwiderte sie, „ich muß das erst fertig machen."

„Nachher ist dazu eben so gut Zeit," sagte George, „komm, Helene, komm, Du kannst es nachher fertig machen."

„Nein, das geht nicht," sagte Helene, „ich kann nicht eher aufstehen, als bis ich fertig bin. Ich dachte

Mr. John wäre hier, ich habe ihn nicht hinausgehen sehen. Ich komme in einer kleinen Weile."

„Hat er Dir dieses prächtige Stück Arbeit aufgegeben?" fragte William.

„Ja."

„Ich erkläre," sagte Margaret, „er paßt besser zum Großtürken, als einer von meinen Bekannten."

„Ich weiß nicht, wer der Großtürke ist," erwiderte Helene.

„Ich will es Dir sagen," sagte William, indem er seinen Mund an ihr Ohr legte, und unangenehm laut flüsterte: „er ist der größte Truthahn im Hofe."

„Schämst Du Dich nicht, William?" rief die kleine Helene Chauncey.

„Das ist er, ganz richtig," sagte Margaret, „er bläs't sich immer auf wie ein Puter."

„Das ist nicht wahr," erwiderte Helene sehr böse. „Ich habe Leute gesehen, die sich viel mehr wie Puter aufblasen als er."

„Nun," sagte William, und wurde seinerseits roth, „ich möchte auf alle Fälle viel lieber ein tüchtiger Truthahn sein, als einer von jenen ausländischen Vögeln, die Steine und Glas und Leder und dergleichen fressen. Kommt, wir wollen sie den Befehl des Großtürken vollziehen lassen. Komm, Helene Chauncey, Du darfst hier nicht stören und wir brauchen Dich."

Sie ließen sie allein. Helene war roth gewor-

den, aber Williams Worte hatten sie nicht sehr verletzt; seit John mit ihr über das fragliche Capitel gesprochen, dachte sie demüthig und klug darüber; es ist blos der Hochmuth, der solchen Tadel sehr schwer erträgt. Es that ihr indeß sehr leid, daß sie wieder fortgegangen waren, und daß ihre Heftigkeit, wie sie fürchtete, Schuld daran gewesen. Sie mußte einige Thränen abwischen, ehe sie genau sehen konnte, wie der alte Baum stand; dann nahm sie ihre Bleifeder und vergaß bald über der Arbeit Alles. — Als sie fertig war, sah sie ihr Bild mit sehr großer Befriedigung bald von dieser, bald von jener Seite an. Da sah sie John vor sich stehen.

„Ist es fertig?“ fragte er.

„Ja,“ sagte Helene lächelnd, indem sie aufstand, um ihn an ihre Stelle zu lassen.

Er setzte sich nieder, um es anzusehen.

„Es ist sehr gut,“ sagte er, „besser als ich erwartete, es ist wirklich sehr gut. Ist dies Dein erster Versuch, Helene?“

„Ja, der erste.“

„Du fandest die Arbeit hübsch?“

„O! sehr, sehr hübsch! sie gefällt mir außerordentlich.“

„Dann will ich Dir Zeichenunterricht geben; das zeigt, daß Du Geschmack daran findest, und das wollte ich gerade wissen. Ich werde Dir das nächste Mal eine leichtere Vorlage geben. Ich hätte erwartet, als

Du Dich niedersetztest," sagte er und lächelte ein Wenig, „daß der alte Baum unter Deinen Händen viel krummer werden würde, als es meine Absicht war."

Helene erröthete in hohem Maße; „ich glaube Mr. John," sagte sie stammelnd, „Sie wissen Alles, was ich denke."

„Das kann ich, Helene, ohne so weise wie ein Orakel zu sein, aber ich fürchte nicht, daß ich in dieser Beziehung sehr schmerzliche Entdeckungen mache."

Helene dachte, wenn dies nicht der Fall sei, würde es ihr Verdienst nicht sein. Sie bereute aufrichtig ihre Aufwallung und ihr hastiges Wort gegen William. Nicht darum, weil er es nicht verdiente, oder weil es nicht wahr gewesen; aber es war unklug und hatte Unheil angerichtet. „Und es war eben nicht friedfertig und sanft," sagte Helene zu sich selbst. Sie hatte an diesem Morgen das fünfte Capitel des Matthäus gelesen, und es fiel ihr ein. „Selig sind die Sanftmüthigen." „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." Sie suchte ihre freundliche Gesinnung gegen ihre Gespielen wieder zu gewinnen, und betete, daß sie über nichts böse werden möge, was sie auch sagen würden. — Beim Thee wurde sie noch ein Mal in Versuchung geführt. Miß Sophie war vom Tische aufgestanden, und hatte William gesagt, er möge denen, die nicht so weit langen könnten, die Nüsse hinreichen. Marianne nahm

sich sehr Zeit, um ihre Auswahl zu treffen; ihr Bruder wurde ungeduldig.

„Nun, ich hoffe, Du hast Dich versehen? Helene Montgomery, sei Du nicht auch so langweilig, mein Arm wird müde; mache die Augen zu und Du bekommst sicher die größte, die im Korbe ist.“

„Nein, Helene,“ sagte John, den die Kinder nicht in ihrer Nähe vermutheten, „das würde nicht edelmüthig sein, ich würde William nicht seiner besten Gründe berauben.“

„Was meinen Sie mit meinen besten Gründen?“ sagte William heftig.

„Im Allgemeinen diejenigen, die am schwersten umzustoßen sind,“ antwortete sein Quälgeist völlig ernsthaft.

Helene suchte sich des Lächelns zu enthalten, aber es gelang ihr nicht; und die Anderen gaben sich nicht erst die Mühe. William und seine Schwester waren wüthend, um so mehr, als John nichts gesagt hatte, woran sie sich halten, oder was sie ihm selbst zurückgeben konnten. Gilbert machte gemeinschaftliche Sache mit ihnen.

„Ich wünschte nur ein einziges Mal groß zu sein,“ sagte William.

„Wollen Sie sich mit mir schlagen, Sir?“ fragte Gilbert, der ungefähr drei Jahr älter und hübsch gewachsen war.

Seine Frage wurde keiner Antwort gewürdigt, darum wiederholte er sie.

„Nein,“ antwortete der Andere.

„Warum nicht, Sir?“

„Ich fürchte, Du würdest mir einen Knöchel verrenken,“ entgegnete John, „und ich würde nicht so rasch nach Doncaster zurückkommen, wie ich muß.“

„Es ist sehr gemein von ihm,“ sagte Gilbert, als John wegging; „ich könnte ihn peitschen, das weiß ich.“

„Wen?“ fragte Mr. Howard Marshman.

„John Humphreys.“

„John Humphreys? Ich würde Dir doch rathen, Dich nicht mit ihm einzulassen, mein lieber Junge; dies würde kein besonderer Beweis von Klugheit sein.“

„Nun, er ist doch kein Riese,“ sagte Gilbert, „er ist zwar groß genug, aber ich glaube nicht, daß er stärker ist als ich.“

„Du weißt nicht, erstens wie man die Kraft eines völlig ausgewachsenen Mannes zu bemessen hat, und zweitens konnte ich es vor einem Jahre nicht mit ihm aufnehmen. Nun magst Du urtheilen. Ich weiß es nicht,“ fuhr er gegen die Dame gewendet, mit der er ging, fort, „was es kostet, John Humphreys zu reizen; aber wenn er gereizt ist, scheint er mir für zwei Mal so viel Knochen und Muskeln Kraft genug zu haben. Ich habe ihn ein oder zwei Mal Wunderdinge thun sehen.“

„Den ruhigen Mr. Humphreys?“

„Hm," sagte Mr. Howard, „das Schießpulver ist auch ruhig, so lange es kalt ist."

Am anderen Tage störte Helenen wieder ein anderer Vorfall. Margaret hatte ein paar elegante Ohrringe als Weihnachtsgeschenk bekommen und zeigte dieselben ihren jungen Freunden, damit sie sie bewundern sollten. Helene that es nicht in genügendem Maße.

„Sind sie nicht herrlich?" sagte sie; „gieb der Wahrheit die Ehre Helene Montgomery, würdest Du nicht viel darum geben, wenn Dir Jemand ein Paar solche Ohrringe schenkte?"

„Sie sind sehr hübsch," entgegnete Helene, „aber ich mache mir nicht viel aus solchen Sachen; mir würde das Geld lieber sein."

„O Du Geizhals! Mr. Marshman," rief Margaret, als der alte Herr gerade durch das Zimmer ging, „Helene Montgomery sagt, sie wolle lieber Geld als etwas Anderes zum Geschenk haben."

Er that, als ob er sie nicht hörte, und ging hinaus, ohne zu antworten.

„O Margaret!" rief Helene erschrocken und mißmuthig, „wie konntest Du das thun? Was wird Mr. Marshman denken?"

Margaret antwortete, sie bekümmere sich viel darum, was er denke; Helene könne nur wünschen, daß er es nicht gehört habe.

Indeß einen oder zwei Tage nachher, als weder Helene noch ihre Freunde zugegen waren, fragte Mr.

Marshman, wer ihm gesagt habe, daß Helene Montgomery lieber Geld als etwas Anderes zum Neujahrsgeschenk haben wolle?

„Das war ich, Sir," erwiderte Margaret.

„Es sieht ihr sehr unähnlich, daß sie so sprechen sollte," bemerkte Mrs. Chauncey.

„Hat sie es gesagt?" fragte Mr. Marshman.

„Ich habe sie so verstanden," erwiderte Margaret; „ich hörte, wie sie sagte, daß sie sich aus etwas Anderem nichts machen würde."

„Ich habe mich in ihr getäuscht," sagte der alte Herr, „ich hätte es nicht geglaubt."

„Ich glaube es nicht," sagte Mrs. Chauncey ruhig, „es ist gewiß ein Mißverständniß."

Es fiel Helenen schwer, sich nun auf dem rechten Pfade zu halten; bittere Gefühle stiegen in ihr auf, wenn sie an die Unart, den Hohn, die Stichelei und die wirkliche Unfreundlichkeit mehrerer Personen aus der jungen Gesellschaft dachte. Sie fand, daß sie sehr leicht gereizt war, daß sie ihren Anblick mied und daß sie selbst wünschte, es möchte eine Art Strafe sie heimsuchen. Aber der Glaube der Liebe hatte starke Wurzeln in Helenens kleinem Herzen geschlagen; sie bekämpfte tapfer ihre bösen Gedanken. Der Sieg war nicht leicht. Helene fand, daß Empfindlichkeit und Stolz tief genug eingewurzelt waren, daß sie die Schößlinge noch lange Zeit ausrotten mußte. Sie suchte die Einsamkeit so oft sie konnte, um einen

Vers, wenn nicht mehr, in ihrer Bibel zu lesen und zu beten — sie konnte dann William und Margaret leichter vergeben. Die Einsamkeit und die Dunkelheit sahen in dieser Woche manches Gebet und manche Thräne von ihr. In dem Bestreben, von der Sünde erlöst und Gott wohlgefälliger zu werden, wurde sie demüthig und glücklich. Niemals wurde ein solcher Kampf im Glauben an Gott ohne Erfolg geführt, und nach einiger Zeit waren die alten Gedanken vergessen, wenn sie auch gelegentlich noch aufzuckten. Sie bot William und Margaret einen guten Morgen, und gesellte sich zu ihnen bei ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen, und ihre Stirn war so wolkenlos wie die Sonne. Sie indeß wußten nur zu wohl, daß sie sich ungeziemend gegen den kleinen fremden Gast benommen, als daß sie sie gern in ihrer Gesellschaft gesehen hätten. Meistentheils wurden sie und Helene Chauncey einander überlassen.

Inzwischen ging das berühmte Nadelbuch seiner Vollendung entgegen. Zuerst hatte es in der Brust der Geberin großen Mißmuth erregt, daß Gilbert einen sehr außergewöhnlichen Geschmack zu Rathe gezogen haben mußte, indem er eine gelbe Rose gemalt hatte. Helene that ihr Möglichstes, um sie zu trösten. Sie fragte Alice, ob es wirklich gelbe Rosen gäbe, und ob sie sehr schön wären. Und übrigens paßte dieselbe trefflich zu dem gelben Schmetterlinge auf der anderen Schale.

„Ich wollte lieber, sie paßte nicht," sagte Helene Chauncey, „und überdies paßt sie nicht zu der rosafarbenen Seide. Riechen die gelben Rosen gut?"

„Nein," sagte Helene, „aber diese hätte überhaupt nicht gut riechen können."

„Ach! aber," sagte die Andere und gab sich auf's Neue einem untröstlichen Schmerze hin; „es sollte doch das Gemälde einer duftenden Rose sein! Und er hätte eben so gut einen purpurrothen Schmetterling machen können; gelbe Schmetterlinge sind zu gewöhnlich! Ein purpurrother Schmetterling und eine rothe Rose wäre mir viel lieber gewesen!"

„Indeß:

Glücklich ist,
Wer das vergißt,
Was einmal nicht zu ändern ist!"

Im Laufe der Zeit trocknete sie die Thränen, und das Nadelbuch mit seinen gelben Gemälden und seinen rothen Rändern wurde fertig.

Helene war auch für sich selbst fleißig gewesen. Alice hatte von Miß Sophie etwas feine Leinwand bekommen, das Vorhemdchen für Mr. Vanbrunt war zugeschnitten worden, und Helene hatte dasselbe mit großem Vergnügen gemacht. Die Stickerei und endlich selbst das Knopfloch war nach unendlicher Mühe den Donnerstag Abend fertig. Sie hatte auch für Alice ein Nadelkästchen gemacht, doch machte es nicht so viel Ansprüche wie das andere. Es war von grü=

nem Maroquin mit rother Seide eingefaßt und hatte keine Blätter, sondern es war Band darin befestigt, welches zur Aufnahme der Nadelbriefe bestimmt war; auch hatte es ein Fach für Haarnadeln. Helene arbeitete sehr fleißig daran; es wurde mit der größten Sorgfalt und sehr schön gemacht. Helene Chauncey bewunderte es sehr und beklagte auf's Neue die dummen bunten Farben ihres Nadelbuchs. Es war eine wichtige Frage, ob für das letztere rothes oder gelbes Band genommen werden sollte. Helene Montgomery entschied sich für ersteres, sie selbst neigte sich mehr zu dem gelben, und müde der Ungewißheit entschloß sie sich endlich, die verschiedenen Ansichten zu vereinigen und von jeder Farbe ein Band zu nehmen. Helene dachte, daß dies die Sache nicht besser mache, aber sie behielt kluger Weise ihre Gedanken für sich. Außer dem Nadelkästchen für Alice hatte sie die Zeit benutzt, so oft sie von Helene Chauncey wegkommen konnte, etwas für diese zu arbeiten. Sie hatte Alice um Rath und Hilfe gebeten, und gemeinschaftlich hatten sie aus Helenens Maroquin- und Seidenfleckchen eine kleine Tasche von allen Farben des Regenbogens gemacht, die sehr hübsch und geschmackvoll war. Helene hielt sie für ein Meisterstück und ihre Bewunderung kannte keine Grenzen. Sie lag in weißes Papier gehüllt in einer verschlossenen Commode und harrte des Neujahrstages. Als Zugabe zu allen diesen Geschäften hatte John seinem Versprechen gemäß ange-

fangen, ihr Zeichenstunde zu geben. Dies war Helenens Vergnügen! Sie hätte gern viel mehr Zeit darauf verwandt als er zuließ. Es war ihr die liebste Beschäftigung am ganzen Tage; die Sanftmuth und Freundlichkeit ihrers Lehrers war eben so groß, als seine Geschicklichkeit. Helene dachte an Mr. Howards Redensart vom Schießpulver; sie konnte dieselbe nicht begreifen.

„Was sagst Du dazu?“ fragte John eines Tages, als er neben ihr stand und die Bleifeder spitzte.

„Aber,“ sagte Helene lachend und erröthend, „wie können Sie errathen, an was ich denke, Mr. John?“

„Das ist nicht sehr schwer, wenn Du mich so scharf ansiehst.“

„Ich dachte,“ sagte Helene, „ich weiß nicht, ob es recht ist, daß ich es Ihnen sage — es sagte Jemand, Sie wären —“

„Nun?“

„Sie wären wie Schießpulver.“

„Sehr freundlich! Und so fürchtetest Du eine Explosion?“

„O nein, ich wußte nicht, was er damit meinte.“

„Glaube nie, was Du von anderen Leuten hörst, Helene; urtheile für Dich selbst. Sieh einmal her — dies Haus hat durch einen Sturmwind gelitten, wie es scheint; alle senkrechten Linien neigen sich nach der Seite. Kannst Du es nicht gerade richten?“

Helene lachte über das Hinfällige ihres Hauses, worauf er sie aufmerksam gemacht hatte, und besserte daran herum.

Es war Donnerstag Nachmittag, und Alice und Helene befanden sich allein in der Bibliothek, da die Familie Besuch empfangen hatte. Alice hatte sich entschuldigt, und Helene wich nicht von ihrer Seite.

„Wie hübsch ist es, daß wir allein bei einander sind, liebe Alice; ich habe Dich jetzt selbst des Nachts nicht.“

„Es ist sehr hübsch, liebe Helene; zu Hause wird es Dir selbst nach all' unserem Vergnügen hier, nicht unangenehm vorkommen?“

„Nein, gewiß nicht; wenigstens in Deines Vaters Hause; ich weiß nicht, wie es in unserem Hause sein wird. Ach! ich hatte Tante Fortuna beinahe vergessen.“

„Wir haben Beide unsere Last! Wir müssen tapfer sein und sie muthig tragen. Du weißt, wir haben einen Freund, der treuer an uns hängt wie ein Bruder; wir werden nicht unglücklich sein, wenn wir unsere Schuldigkeit thun und ihn lieben.“

„Wann reist Mr. John fort?“

„Die ganze nächste Woche noch nicht; so lange er bleibt, werde ich Dich auch nicht von mir lassen.“

Helene schrie vor Freuden laut auf.

„Ich werde es schon bei Miß Fortuna verantworten,“ sagte Alice; „diese schönen Zeichenstunden

dürfen nicht unterbrochen werden; John ist sehr zufrieden mit Deinen Leistungen."

„So?" sagte Helene erfreut, „ich habe mir alle mögliche Mühe genommen."

„Das ist der sicherste Weg zum Gelingen, Helene. Aber ich wollte Dich etwas fragen: Was sagtest Du zu Margaret Dunscombe, daß Du statt eines Neujahrgeschenks lieber Geld haben wolltest?"

„Du weißt es also?" erwiderte Helene auffahrend. „O! ich bin so froh; ich wollte mit Dir darüber sprechen, ich wußte nur nicht, wie ich es anfangen sollte, und ich dachte, ich dürfte es nicht thun. Was soll ich nun machen, liebe Alice? Wie hast Du es erfahren? George sagte mir, Du wärst nicht dagewesen."

„Mrs. Chauncey sagte es mir, sie dachte, es sei ein Mißverständniß, oder Verleumdung. Wie war es Helene?"

„Nun," entgegnete Helene, „sie zeigte uns ihre Ohrringe, und fragte uns, was wir darüber dächten; und sie fragte mich, ob ich nicht auch gern ein Paar solche Ohrringe haben möchte; und ich dachte, ich würde viel lieber das Geld haben, was sie kosteten, um mir damit etwas Anderes zu kaufen, was mir besser gefiele; und das sagte ich; und gerade da kam Mr. Marshman herein, und sie rief ihm laut zu, daß ich Geld für ein Geschenk haben wollte, oder daß mir es lieber sein würde, als alles Andere, oder etwas der Art. O! Alice, wie erschrak ich! wie schmerzlich berührte

mich das; — aber dann hoffte ich, daß Mr. Marshman sie nicht gehört habe, denn er sagte nichts; aber den folgenden Tag theilte mir George mit, was sie drin gesagt hatte; und o! das machte mich so unglücklich. Was wird Mr. Marshman von mir denken! Er wird denken, daß ich ein Geschenk erwartete, und ich habe nicht im Traume daran gedacht. Es beschämt mich, nur davon zu sprechen, und ich kann es nicht ertragen, daß er so denken soll — ich kann es nicht ertragen! Was soll ich thun, liebe Alice?"

„Ich weiß nicht was Du thun kannst, liebe Helene, als Dich in Geduld zu fügen; Mr. Marshman wird nicht so böse von Dir denken, das darf ich Dir sagen."

„Aber er hat mich seit der Zeit nicht mehr geküßt, wie früher; ich weiß, er ist böse auf mich, und ich weiß nicht was ich thun soll. Wie konnte Margaret das sagen, o! wie konnte sie nur das! Es war sehr unfreundlich von ihr. — Was kann ich thun?" sagte Helene nach einer Pause und wischte sich einige Thränen ab. „Könnte nicht Mrs. Chauncey Mr. Marshman sagen, daß er mir nichts schenken solle, denn ich hätte nie etwas erwartet, und ich möchte am liebsten nichts geschenkt haben?"

„Nein, Helene, ich glaube nicht, daß dies gerade der beste oder würdigste Weg wäre."

„Was aber dann, liebe Alice? Ich will thun, was Du sagst."

„Ich würde mich ruhig verhalten.“

„Aber Helene sagt mir, daß am Morgen Alles auf die Teller gelegt würde, und wenn auf dem meinen Geld läge, ich wüßte nicht, was ich thun sollte, ich würde außer mir gerathen! Ich könnte es nicht behalten, Alice, ich könnte es nicht!“

„Nun, Du brauchst es auch nicht, inzwischen aber verhalte Dich ruhig; und wenn es so sein sollte, dann sage, was Du willst, nur siehe zu, daß Du es im rechten Geiste und in der rechten Weise sagst. Niemand kann Dir viel schaden, mein Kind, so lange Du den geraden Weg der Pflicht gehst. Die arme Margaret ist sich selbst die schlimmste Feindin.“

„Wenn also am Morgen Geld bei mir liegt, darf ich Mr. Marshman die ganze Wahrheit sagen?“

„Gewiß! nur übereile Dich nicht, sprich ruhig.“

„O! ich wünschte, alle Menschen wären immer gut und freundlich,“ sagte die arme Helene nur halb getröstet.

„Was war das für ein Seufzer?“ fragte John, der eben herein kam, „was fehlt meiner kleinen Schwester?“

„Einige kleine Prüfungen des Lebens,“ sagte Alice lächelnd.

„Was fehlt Dir, Helene?“

„O! Etwas, wo Sie mir nicht helfen können,“ sagte Helene.

„Und Etwas, was ich wissen muß,“ erwiderte

er; „doch wechseln wir den Schauplatz. Wie wäre es, wenn Du in meiner Gesellschaft die Gewächs- und Treibhäuser besuchtest. Hast Du sie schon gesehen?"

„Nein," entgegnete Helene, indem sie auf ihn zusprang und seine Hand ergriff, „Helene wollte mit mir hingehen, aber wir hatten zu viel zu thun."

„Gehst Du mit, Alice?"

„Nein," erwiderte Alice, „ich wünschte, ich könnte mitgehen, aber es wird anderwärts nach mir verlangt."

„Ich möchte wissen, wer so sehr nach Dir verlangen könnte, als ich," sagte ihr Bruder. „Indeß von übermorgen ab werde ich Dich ganz allein haben."

Als er mit Helenen durch den Vorsaal ging, begegnete ihnen Mrs. Marshman.

„Wohin gehen Sie, Mr. John?" fragte sie.

„Wo ich schon gewesen sein sollte, Madame — ich will Mr. Hutchinson meinen Besuch abstatten."

„Sie haben ihn noch nicht gesehen? das ist sehr undankbar von Ihnen. Hutchinson ist einer Ihrer wärmsten Freunde und Bewunderer; es giebt wenige Leute, von denen er mit so viel Achtung spricht, und die er so gern sieht, wie Mr. Humphreys."

„Eine Auszeichnung, die ich, wie ich fürchte, hauptsächlich meinem englischen Blute verdanke," sagte John kopfschüttelnd.

„Das ist es nicht allein," sagte Mrs. Marshman

lachend, „wiewol ich glaube, daß ich unter allen Yankees die einzige bin, mit der sich der gute Hutchinson völlig ausgesöhnt hat; aber gehen Sie und besuchen Sie ihn, er wird sich sehr freuen.“

„Wer ist Mr. Hutchinson?“ fragte Helene, als sie weiter gingen.

„Es ist der Gärtner, oder vielmehr der Obergärtner. Er kam vor einigen dreißig oder vierzig Jahren mit seinem Herrn herüber; aber ich glaube, seine altenglischen Vorurtheile werden mit ihm in's Grab gehen.“

„Aber warum liebt er die Amerikaner nicht?“

John lachte.

„Ich darf es nicht versuchen, diese Frage beantworten zu wollen, Helene; Du gehst den Dingen gar zu gern auf den Grund. Wir würden nach der mäßigsten Berechnung zum Abend in einen harten Strauß gerathen, und vor morgen Mittag kaum Frieden schließen. Indeß sollst Du eine Antwort auf Deine Frage haben.“

Helene konnte nicht begreifen, was er meinte, aber sie beschloß auf die Antwort zu warten, die er ihr versprochen.

Als sie in das große und schön gehaltene Gewächshaus eintraten, kam ihnen Hutchinson entgegen — ein alter Mann von höchst ehrwürdigem Aeußeren. Er verbeugte sich sehr höflich und nahm dann sein

Gartenmesser in die linke Hand, um die rechte John zu reichen, der sie herzlich schüttelte.

„Und warum haben Sie mich nicht früher besucht, Mr. John? Es war sehr unrecht von Ihnen; Miß Alice ist schon mehrmals dagewesen."

„Die Damen haben mehr Zeit, Mr. Hutchinson; es sieht hier Alles blühend aus."

„Nun ja, Sir, mittelmäßig, hier im Gewächshause; aber das Klima gefällt mir nicht, Mr. John, das Klima gefällt mir nicht. Es giebt kein Land wie England, glaube ich, für die Gärtnerei; hier ist eine schöne Rose, Sir, wenn sie ein Bischen näher treten wollen, eine ganz neue Art; ich bekam sie letzten Herbst aus England, es ist die „Palmerston-Rose," diese Knospen sind schön, Sir."

Der alte Mann war offenbar sehr erfreut, seinen Besuch zu sehen, und verstrickte ihn sogleich tief in die englische Politik, für die er in seinem vierzigjährigen Leben in Amerika nicht im Mindesten an Interesse verloren zu haben schien.

Da Helene nicht verstand, worüber sie sprachen, verließ sie John und wandelte allein umher. Von dem Augenblicke an, wo der süße aromatische Duft der Blumen sie begrüßt hatte, war sie in hohem Grade entzückt gewesen; und nun ganz verloren für die übrige Welt, ging sie voll Bewunderung von dem Geheimniß einer schönen fremden Pflanze zu der anderen, und ließ bisweilen schüchtern ihre Nase untersuchen,

ob eine schöne Blüthe auch einen schönen Geruch habe. Sie konnte kaum einen stolzen Cactus verlassen, in dessen Blüthenblättern sich Scharlach und Carmoisin so wunderbar verschmolzen, daß es fast ihr Auge blendete; und wenn der Geruch berauschen könnte, so würde sie vor einer herrlichen Daphne-Odorata vor Vergnügen getanzt haben, die in voller Blüthe stand, und vor der sie lange Zeit schwelgte. Schon die Mannigfaltigkeit der grünen Blätter war für sie ein Wunder; die einen rauh und braunstreifig, die anderen glänzend, als wenn sie lackirt gewesen wären; wieder andere von so haarähnlich zarter Bildung, — alle aber reizend. Endlich aber stand sie vor einer weißen Camellie vor Bewunderung ganz still und wagte kaum zu athmen.

„Was denkst Du bei dieser Blume, Helene?“ sagte John, indem er auf sie zukam; sein Freund, der Gärtner, hatte ihn verlassen, um eine Zeitung zu suchen, in der er ihm einen Artikel zeigen wollte.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Helene, „ich konnte an nichts als an sie selbst denken.“

„Sie erinnert mich daran, was ich sein soll, und was ich sein werde, wenn ich in den Himmel komme; sie dünkt mir das Sinnbild eines sündlosen, reinen Geistes, der in furchtloser Unbeflecktheit aufschaut. Erinnerst Du Dich, was von der alten Kirche zu Sardis gesagt wurde?: „Du hast auch wenig Namen, die nicht ihre Kleider besudelt haben, und sie

werden mit mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sind's werth."

Helenen kamen die Thränen in die Augen, sie fühlte, daß sie dem Bilde sehr unähnlich sei. — Aber durch Mr. Hutchinsons Rückkunft wurde das Gespräch unterbrochen. — Sie sah sich die weiße Camellie an, sie schien zu ihr zu sprechen.

„Das ist der Artikel, Sir," sagte der alte Gärtner, indem er John die Zeitung gab. „Die junge Dame scheint die Blumen zu lieben, wenn ich mich nicht irre; ich habe sie noch nicht gesehen: Ist dies die junge Dame, von der mir Miß Helene erzählte?"

„Ich vermuthe," erwiderte John, „es ist Miß Helene Montgomery, meine Schwester, Mr. Hutchinson, und bei Mr. Marshman zu Besuch."

„Beide Namen sichern ihr meine größte Hochachtung," sagte der alte Mann indem er zurücktrat, und machte Helenen, die Hand auf dem Herzen, eine sehr tiefe Verbeugung, worüber sie nicht umhin konnte, zu lachen. „Ich freue mich sehr, Miß Helene zu sehen. Was kann ich thun, daß Sie sich des alten Hutchinson erinnern? Darf ich Miß Helene einen Strauß anbieten?"

Helene wagte nicht Ja zu sagen, aber ihr Erröthen und ihre strahlenden Augen gaben ihm die gewünschte Antwort. Der alte Gärtner verstand sie und erfüllte sein Versprechen. Er schnitt zuerst einen

schönen Geraniumzweig ab, dann einen Myrten-
zweig. Helene gab Acht, wie der Strauß in seiner
Hand wuchs, und traute ihren Augen kaum, wie eine
schöne Blume nach der anderen hinzukam, um ein
höchst elegantes Bouquet zu bilden. Und auch ein
höchst duftiges; zu ihrer Freude bildeten die reizende
Daphne und die blühende Myrte einen Theil dessel-
ben. Als es ihr überreicht wurde, dankte sie mit
wenigen Worten, aber mit dem ganzen Gesicht. Der
alte Gärtner lächelte und war ganz zufrieden, daß sein
Geschenk nicht weggeworfen war. Er zeigte ihnen
nachher seine Treibhäuser, wo Helene mit großem Er-
staunen und Interesse reife Orangen und Limonen
in Menge und auch Ananas sah, wie sie gegessen hatte,
seitdem sie nach Ventnor gekommen. Und sie hatte
nichts weniger gedacht, als daß sie so nahe wüchsen;
die Trauben waren alle abgeschnitten.

Am Abende des Neujahrstages sollte große Ge-
sellschaft in Ventnor sein; Helene wußte dies und be-
stimmte ihre köstlichen Blumen zu Alice's Schmucke.
— Aber wie sie in der Zwischenzeit erhalten? Sie
fragte Mr. John und auf seinen Rath brachte sie die-
selben zu Mrs. Bland, der Wirthschafterin, um sie
ins Wasser zu setzen und sie bis zu der bestimmten
Zeit für sie aufzubewahren. Sie kannte Mrs. Bland,
denn Helene Chauncey und sie waren oft in ihr Zim-
mer gegangen, um dort zu arbeiten, wo keines der
Kinder sie suchte und störte. Mrs. Bland versprach

für die Blumen besorgt zu sein, und sagte, sie würde es mit dem größten Vergnügen thun. „Mr. Marshmans Gäste,“ fügte sie lächelnd hinzu, „müssen Alles haben, was sie sich wünschen.“

„Was wollen Sie damit sagen, Mrs. Bland?“ fragte Helene.

„Nun, sehen Sie Miß Helene, zu uns kommt immer viel Gesellschaft, und die Einen sind Mrs. Gillespie's Freunde, und die Anderen Mr. Howards, und die Einen besuchen insbesondere Miß Sophie und die Anderen gehören Mrs. Marshman, oder vielleicht der ganzen Familie an; aber dann und wann hat Mr. Marshman einen altenglischen Freund oder so, und diese nennt er seine Gäste; und für sie ist das Beste im Hause oder im Lande kaum gut genug.“

„Also bin ich einer von Mr. Marshman's Gästen?“ sagte Helene, „ich wußte nicht, was das hieß.“

Sie nahm ein Wenig Rosa-Geranium aus ihrem Strauße, und eilte sehr leichten Herzens durch die Vorhalle zu ihren Gespielinnen.

Viertes Kapitel.

Die Banknote und George Washington.

So weit das Leben mir bekannt,
Ist's ein verzaubert Feenland;
Die Freud' als Zauberstab uns lacht,
Der, wird er recht geschwungen,
Die Stunden zu Minuten macht,
Im leichten Tanz verschlungen.
R. Burns.

Der Neujahrsmorgen brach an.

„Wie wünschte ich, daß das Frühstück vorüber wäre," dachte Helene, als sie sich ankleidete. Indeß, es giebt keinen anderen Weg durchs Leben zu kommen als indem man durchgeht. Und so ging Helene als die Glocke schellte, wie gewöhnlich hinunter. Mr. Marshman hatte bestimmt, daß er mit seinen Geschenken beim Frühstück keine Verwirrung haben wollte. Andere mochten nach ihrer Art schenken, in seine Art sollte sich Niemand einmischen. Nadelkästchen, Taschen u. s. f. mußten auf eine andere Gelegenheit warten. Und

Helene Chauncey tröstete sich damit, daß das Vergnügen dadurch um so länger würde und daß es ein großer Fortschritt gegen die alte Weise sei. — Viel glückliche Neujahrwünsche und heitere Grüße wurden gewechselt, als die Gesellschaft sich im Frühstückszimmer versammelte; auf allen Gesichtern, außer auf Helenens malte sich Freude, und auf vielen zeigte sich ein fröhliches Lächeln, als sie sich an den Tisch setzten. Denn die Servietten waren an diesem Morgen in sonderbarer Unordnung; anstatt wie gewöhnlich nett gelegt auf den Tellern zu liegen, hatten sie allerlei Formen annehmen müssen. Die einen bildeten seltsame Winkel, andere waren hoch, wieder andere niedrig, die einen halbgelegt, die anderen ganz aufgerissen nach der Größe und Gestalt dessen, was sie bargen. Es lohnte sich der Mühe, diese lange Tafel und die Gesichter der Gesellschaft anzusehen, ehe noch eine Serviette berührt wurde. Ein ängstlicher Blick nach ihrer Serviette zeigte Helenen, daß sie ganz glatt lag. Alice's Serviette, die neben der ihrigen lag, hatte in der Mitte eine seltsame kleine Erhöhung, als wenn ein Däumling darunter stäke. Helene schwebte in Todesangst, daß diese Stille zu Ende gehen möchte; — sie wurde endlich von einigen älteren Personen unterbrochen, und in einem Nu waren dann alle Teller aufgedeckt. Und nun welches Geräusch! — Freude, Dank, Bewunderung und selbst Gelächter. — Helene fürchtete zuerst nach ihrem Teller zu sehen, indeß be-

dachte sie sich, daß, wenn sie lange wartete, sie es vor aller Augen würde thun müssen. Sie hob langsam die Serviette auf, — da lag, gerade wie sie fürchtete, — eine neue Banknote, von welchem Werthe, das konnte sie vor Bestürzung nicht sehen; das Blut stürzte ihr in die Wangen und Thränen traten ihr in die Augen. Sie hätte nicht sprechen können und glücklicher Weise war keine Zeit dazu, alle Anderen sprachen; sie wäre nicht gehört worden. Sie hatte Zeit, sich abzukühlen und sich zu sammeln; aber sie saß mit niedergeschlagenen Augen da und blickte auf ihren Teller und die unglückselige Banknote, die sie von ganzem Herzen verabscheute. Sie wußte nicht, was Alice erhalten hatte; sie hörte nicht, was um sie vorging, bis Helene sie berührte und leise zu ihr sagte: „Mr. Marshman spricht mit Dir, Helene.“

„Sir,“ sagte Helene auffahrend.

„Du brauchst nicht so erschrocken auszusehen,“ sagte Mr. Marshman; „ich fragte blos, ob die Note falsch sei? — Es scheint nicht Alles damit in Ordnung zu sein.“

Helene sah auf ihren Teller und zögerte. Ihre Lippe zitterte.

„Was ist damit?“ fuhr der alte Herr fort; „fehlt Dir etwas?“

Helene ergriff verzweifelt die Banknote und ging mit glühenden Wangen an das Ende des Tisches, wo er saß.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Sir; aber ich möchte sie viel lieber nicht haben. Wenn Sie so gut sein wollten mir zu erlauben, daß ich sie Ihnen zurückgeben dürfte, würde ich mich sehr freuen."

„Ei Lari-fari," sagte der alte Herr, „was soll das? Gefällt sie Dir nicht? Ich dachte, ich hätte gerade getroffen, was Dir am besten gefiele."

„Es thut mir sehr leid, wenn Sie so denken, Sir," sagte Helene, die wieder ein wenig Athem geschöpft hatte, der es aber große Mühe kostete, die Thränen zurückzuhalten. „Ich habe nie daran gedacht, daß Sie mir etwas schenken würden Sir, bis Jemand davon sprach; und ich hätte lieber in meinem Leben nichts haben wollen, als daß Sie so etwas von mir denken sollten."

„Was habe ich von Dir gedacht?"

„George sagte mir, daß Jemand Ihnen gesagt habe, ich wünschte, statt meines Geschenkes, Geld."

„Und sagtest Du das nicht?"

„Nein Sir," entgegnete Helene mit plötzlichem Feuer, „ich habe nie daran gedacht."

„Was sagtest Du denn?"

„Margaret zeigte mir ihre Ohrringe und fragte mich, ob ich nicht auch solche zu haben wünschte, und ich dachte, daß ich lieber das Geld haben würde, was sie kosteten, um Alice etwas zu kaufen; und gerade als ich das sagte kamen Sie herein; und sie sagte, was sie Ihnen sagte. Ich war sehr beschämt; ich

dachte aber weder an Sie, Sir, noch an das Neujahr."

„Es würde Dir also etwas Anderes lieber sein als Geld?"

„Nein, Sir, ich wünsche gar nichts, wenn Sie erlauben. Wenn Sie nur so gut sein wollen, mir dies nicht zu geben, so werde ich Ihnen wirklich sehr verbunden sein. Und bitte, denken Sie nicht, daß ich hätte so schändlich sein können, wie Sie gedacht haben."

Helenens Gesicht war nicht zu widerstehen, der alte Herr nahm die Banknote aus ihrer Hand. „Ich will nie etwas von Dir denken," sagte er, „als was mit den höchsten Forderungen der Ehre und des Anstandes übereinstimmt. Aber Du beschämst mich jetzt. Was soll ich damit anfangen? Hier hast Du mir ein Geschenk gemacht, und ich komme wirklich damit in Verlegenheit."

„Ich sorge mich nicht darum, was Sie damit anfangen Sir," entgegnete Helene lachend, wiewol in beständiger Gefahr in Thränen auszubrechen. „Ich freue mich sehr, daß ich sie aus meinen Händen habe."

„Aber Du brauchst nicht zu denken, daß ich Dich so gehen lasse; Du mußt mir wenigstens ein halbes Dutzend Küsse geben zum Beweise, daß Du mir mein Versehen vergeben hast."

„Ein halbes Dutzend ist zu viel auf ein Mal," sagte Helene heiter, „drei jetzt und drei heut Abend."

Sie gab also dem alten Herrn drei Küsse, aber er nahm sie in seine Arme und gab ihr wenigstens ein Dutzend, worauf er bemerkte, daß der Diener ihm eine Tasse Kaffee präsentirte. Helene ging mit sehr gutem Appetite an ihren Platz zurück.

Nach dem Frühstück wurden die Nadelkästchen übergeben, beide machten große Freude. Mrs. Chauncey versicherte ihrer Tochter, daß sie ebenso gern eine gelbe wie eine rothe Rose auf der Schale habe und daß ihr die Aufschrift außerordentlich gefalle, worauf das kleine Mädchen bekannte, daß sie und Helene dieselbe gemeinschaftlich ausgedacht. Helenens Tasche erregte großes Entzücken und wurde im ganzen Hause umher gezeigt. Nachdem endlich die Danksagungen und die Freudenbezeugungen vorüber waren, und als Helene eine Minute für sich selbst hatte, wozu sie Helene Chauncey eine gute Weile nicht kommen ließ, besann sie sich auf ihre Blumen, mit denen sie noch ein süßes Geschenk zu machen hatte. Warum sollte sie es nicht sogleich machen? Warum sollte sich Alice nicht den ganzen Tag darüber freuen? Ein herrlicher Gedanke! Helene lief auf der Stelle zur Wirthschafterin, und nachdem sie einen langen, bewundernden Blick auf ihre Schätze geworfen hatte, trug sie dieselben sammt dem Glase in die Bibliothek, wo Alice und John des Morgens oft allein waren. Alice dankte ihr auf das Freundlichste und dann wurden die Blumen aufs Neue bewundert.

„Nichts hätte mir angenehmer sein können, Helene, außer Mr. Marshmans Geschenk.“

„Und was war das, Alice? Ich habe es noch nicht gesehen.“

Alice zog aus ihrer Tasche ein kleines rundes Maroquin=Etui, dasselbe, was Helene unter der Serviette für einen Däumling gehalten hatte, und öffnete es.

„Das ist Mr. John,“ rief Helene aus, „o, wie schön!“

Ihre beiden Zuhörer konnten sich des Lachens nicht enthalten.

„Es ist sehr schön, Helene,“ erwiderte Alice, „Du hast ganz recht. Nun weiß ich, was John alle Tage nach Randolph führte und ihn dort so lange aufhielt, während ich mich unsäglich über ihn wunderte. Der gute, gute Mr. Marshman!“

„Bekam Mr. John etwas geschenkt?“

„Frage ihn selbst, Helene.“

„Haben Sie etwas geschenkt bekommen, Mr. John?“ sagte Helene, indem sie auf ihn zuging. Er saß auf dem Sopha und las.

„Ich habe dies bekommen,“ entgegnete John, indem er ihr ein kleines Buch überreichte, das neben ihm lag.

„Was ist das? „Wime's — Wime's Leben Washingtons.“ Washington? — Das war — darf ich mir es ansehen?“

„Gewiß.“

Sie schlug das Buch auf und setzte sich sofort auf die Diele wo sie stand, neben das Sopha. Was sie immer in den Blättern des Buches gefunden haben mochte, sie hatte sich ganz darein vertieft. Eine Stunde verfloß, Helene hatte nicht gesprochen und sich nicht gerührt, außer daß sie die Blätter umschlug.

„Helene,“ sagte John.

Sie sah auf, ihre Wangen waren geröthet.

„Was hast Du da gefunden?“ sagte er lächelnd.

„O! sehr viel! Aber hat Mr. Marshman Ihnen dies geschenkt?“

Er antwortete: „Nein.“

„O!“ sagte Helene verlegen, „ich dachte, Sie hätten gesagt, daß Sie es diesen Morgen bekommen?“

„Nein, ich erhielt es gestern Abend; ich bekam es für Dich, Helene.“

„Für mich?“ sagte Helene und wurde sehr roth. „Für mich? Ist es wahr? O! ich danke Ihnen! ich bin Ihnen so sehr verbunden, Mr. John.“

„Es ist nur eine Antwort auf eine Deiner Fragen.“

„Dies? So?-Ich weiß wirklich nicht, auf was. O! ich wünschte, ich könnte Ihnen etwas zu Gefallen thun, Mr. John.“

„Das sollst Du, Helene, Du sollst mir wieder einen Bruderkuß geben.“

Erröthend reichte ihm Helene ihre Lippen hin, um einen seiner ernsten Küsse zu empfangen. Und dann setzte sie sich durchaus nicht mißvergnügt, wieder auf die Flur und versenkte sich in ihr Buch.

O! wie läßt sich die lange Freude des Neujahrstages erzählen! Das Vergnügen, welches ihr dieses ergötzliche Buch bereitete, in das sie sich den ganzen Tag vertiefte, selbst wenn sie von Helene Chauncey abgerufen wurde, wie es oft geschah, um ihr bei funfzigerlei Geschäfts- oder Vergnügungs-Angelegenheiten zu helfen. Diese besorgte sie getreulich und heiter, aber die ganze Zeit ging ihr das Buch im Kopfe herum. Und zu diesem Vergnügen kam Alice's Freude über die Blumen, und das Gemälde, und Mr. Marshmans wiedergewonnene Liebe. Sie begegnete an diesem Tage weder Johns noch Alice's Augen, ohne daß sie lächelten; selbst als sie angekleidet werden sollte, begleitete sie ihr Buch; sie legte es auf das Bett in Sehweite, um es sogleich zu nehmen, wenn sie einen Augenblick frei habe. — Helene Chauncey lieh ihr einen weißen Rock, der sehr wohl passend gefunden wurde, nachdem eine Falte ausgelassen worden war, und Alice zog sie selbst an. Während dies geschah, steckte Margaret Dunscombe ihren Kopf zur Thüre herein, um Anne, Miß Sophiens Mädchen, zu fragen, ob sie nicht bald fertig sei und ihr das Haar kräuseln könne.

„Das kann ich eben nicht sagen Miß Margaret,"

entgegnete Anne, „ich habe etwas für Miß Humphreys zu thun, und bei Miß Sophie ist noch nicht an's Fertigwerden zu denken; es vergeht noch eine gute Stunde und noch mehr."

Margaret entfernte sich und äußerte ungeduldig, daß sie Niemand bekommen könne und daß sie würde warten müssen bis alle Anderen hinunter wären. — Einige Minuten später hörte sie Helenens Stimme an der Thür ihres Zimmers, die fragte, ob sie hereinkommen dürfe?

„Ja, wer ist da? Was willst Du?"

„Ich will Dir das Haar machen, wenn Du erlaubst," sagte Helene.

„Du? ich glaube, Du kannst es nicht."

„O ja, ich kann es; ich habe Mama das Haar sehr oft gemacht; es ist mir nicht bange, wenn Du mir Vertrauen schenkst."

„Nun ich danke Dir, es ist mir eben recht, wenn Du es versuchst," sagte Margaret, indem sie sich setzte. „Auf alle Fälle schadet es nichts, und ich möchte gern unten sein, ehe noch Jemand da ist; es ist der halbe Spaß, wenn man sie herein kommen sieht. Mein Gott, Du bist ja schon fix und fertig angezogen!"

Margaret hatte langes, dickes, lockiges Haar; es war keine Kleinigkeit es zu machen. Helene arbeitete sich geduldig und treulich hindurch, gab sich große Mühe und machte ihre Sache gut, worauf sie zu Alice zurückkehrte. — Margarets kalter Dank wäre eine

armselige Entschädigung für den Verlust von dreiviertel Stunden des Vergnügens gewesen; aber Helene war sehr glücklich, daß sie recht gethan hatte. Es war keine Zeit mehr zum Lesen, sie mußten hinunter gehen.

Die Neujahrsgesellschaft war eine unbeschreibliche — Jung und Alt durcheinander! Eine gute Anzahl war von Randolph und aus der Umgegend eingeladen worden. Für die Jungen waren Spiele veranstaltet, die Erwachsenen tanzten und für alle war ein herrliches Mahl vorgerichtet; und die großen, hellen Zimmer waren voll fröhlicher Gesichter. Es war ein sehr glücklicher Abend für Helenen; einen guten Theil desselben nahm sie Mr. Marshman in Beschlag oder hielt sie in seiner Nähe, und seine außerordentliche Freundlichkeit würde allein genügt haben, um ihr einen heiteren Abend zu machen. Sie war überzeugt, daß er wieder ihr guter Freund sei. Im Laufe des Abends fand Mrs. Chauncey Gelegenheit, sie nach ihrer Reise den Fluß herauf zu fragen, ohne daß sie Margaret nannte oder erwähnte, was sie gesagt hatte.

Helene antwortete, daß sie mit Mrs. Dunscombe und ihrer Tochter gereist sei.

„Hattest Du eine angenehme Reise?“ fragte Mrs. Chauncey.

„Ach nein, Madame,“ sagte Helene, „ich kann es eben nicht sagen, sie war theils hübsch, theils unangenehm.“

„Aus welchem Grunde, meine Liebe?“

„Ich hatte an jenem Morgen Mama verlassen, und das machte mich sehr unglücklich.“

„Aber Du sagtest, sie sei zum Theil hübsch gewesen?“

„Ja, weil ich einen so guten Freund am Bord hatte,“ erwiderte Helene, und ihr Gesicht strahlte wie sein Bild vor ihr aufstieg.

„Wer war das?“

„Ich weiß nicht, Madame, wer es war.“

„Ein Fremder?“

„Ja, Madame, ich hatte ihn noch nie gesehen, ich wünschte, ich könnte ihn wiedersehen.“

„Wo fandest Du ihn?“

„Ich fand nicht ihn, er fand mich, als ich auf dem obersten Verdeck des Bootes saß.“

„Und Deine Freunde bei Dir?“

„Was für Freunde?“

„Mrs. Dunscombe und ihre Tochter.“

„Nein, Madame, sie waren unten in der Kajüte.“

„Und was hattest Du auf dem Boote allein umher zu irren?“ fragte Mr. Marshman scherzend.

„Sie waren mir fremd,“ sagte Helene und erröthete ein Wenig.

„Nun, dieser Mann, Dein Freund, war er Dir auch ein Fremder?“

„Ja, aber ein ganz anderer Fremder,“ sagte

Helene lächelnd, „und überdies war er mir nicht lange fremd.“

„Nun, Du mußt mir mehr von ihm erzählen, ich bin wirklich neugierig, was für ein seltsamer Freund das war.“

„Es war ein seltener Freund,“ erwiderte Helene lachend. „Es war ein sehr guter Freund, er sorgte für mich den ganzen Tag, er war sehr gut und lieb.“

„Was für ein Mann war es?“ sagte Mrs. Chauncey, „ein anständiger Mann?“

„Gewiß, Madame,“ sagte Helene, die über die Frage erstaunt aussah, „ich bin überzeugt davon.“

„Wie sah er aus?“

Helene suchte ihn zu beschreiben, aber das Portrait war nicht sehr bestimmt.

„Was trug er, Rock oder Mantel?“

„Rock, dunkelbraun, wenn ich nicht irre.“

„Es war Ende October? Nicht wahr?“

Helene sann einen Augenblick nach und bejahte es dann.

„Und Du kennst seinen Namen nicht?“

„Nein, Madame, ich wünschte ihn zu kennen.“

„Ich kann es Dir sagen,“ entgegnete Mrs. Chauncey lächelnd, „es ist auch einer meiner besten Freunde, es ist mein Bruder George Marshman.“

Wie Helene roth wurde! Mr. Marshman fragte seine Tochter, woher sie das wisse.

„Er kam damals gerade den Fluß herauf,“ ant-

wortete sie und erinnern Sie sich nicht, daß er von einem kleinen Mädchen am Bord des Schiffes sprach, die mit Fremden reiste, und die er unter seinen Schutz genommen hatte? Ich dachte nicht wieder daran bis vor einer oder zwei Minuten."

„Margaret Dunscombe," rief George Walsh, „was für ein Mann war das, in den Helene so vernarrt war, wie Du sagtest, als Ihr den Fluß herauf kamet?"

„Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum," sagte Margaret, „irgend Wer, den sie irgendwo aufgelesen hatte."

„Es war Mr. George Marshman."

„Unmöglich!"

„Onkel George," rief Helene Chauncey aus, indem sie zu der Gruppe lief, die ihr Vetter verlassen hatte. „Mein Onkel George? Kennst Du Onkel George, Helene?"

„Sehr gut, ich meine, ja," entgegnete Helene.

Helene Chauncey freute sich darüber, ebenso Helene Montgomery, es schien ihr die ganze Familie näher zu bringen, und sie hatte ganz dasselbe Gefühl. Mrs. Marshman küßte sie als sie das hörte, und sagte, sie erinnere sich recht wohl, daß ihr Sohn von ihr gesprochen, und sie freue sich recht sehr, zu erfahren, wer es gewesen sei. Und nun dachte Helene, daß sie ihn gewiß einmal wieder sehen würde.

Am nächsten Tage verließen sie Ventnor. Helene Chauncey bedauerte sehr, ihre neue Freundin zu verlieren, und bat sie, sobald als möglich wieder zu kommen. Die ganze Familie sagte dasselbe. Mr. Marshman sagte ihr, sie müsse ihm einen großen Platz in ihrem Herzen einräumen, sonst würde er eifersüchtig auf ihren fremden Freund sein. Und Alice wurde gebeten, sie mit zu bringen, sobald sie wieder zu Besuch käme.

Die Rückfahrt nach Carra-Carra war kaum weniger angenehm als die Hinfahrt gewesen war. „Und eigner Herd sei Goldes werth," sagte Helene, „d. h. Alice's Herd;" wo sie sich mehr zu Hause fühlte, als irgendwo anders. Die Freude der verflossenen zehn Tage war groß, aber nicht unvermischt gewesen. Die folgende Woche war eine Woche vollen Genusses. In Mr. Humphreys Hause war eine Atmosphäre des Friedens und der Reinheit, daß selbst ein Kind es merken mußte, und in der ein Kind, wie Helene, außerordentlich gut gedieh. Die Zeichenstunden wurden mit großem Erfolge fortgesetzt, andere Stunden angefangen. Es wurden lange Spaziergänge und allerliebste Schlittenfahrten und mehr als ein Besuch bei Mrs. Vawse gemacht. Und was Helenen vielleicht am besten behagte, das waren die langen Abende, wo gesprochen und vorgelesen wurde, und wo das helle Feuer glänzte und Sympathie, Verständniß und Liebe noch heller strahlten. Diese Woche

that ihnen Allen wohl, und Niemand mehr als Helenen.

Es war ein Wenig schwer, zu Miß Fortuna zurück zu kehren und dort ihr altes Leben wieder anzufangen. Sie ging an dem Abende des Tages zurück, an dem John abgereist war. Sie saßen bei Tische.

„Nun,“ sagte Miß Fortuna, als Helene eintrat, „hast Du nun genug Besuche gemacht? Ich für meinen Theil würde mich schämen, wohin zu gehen, wohin ich nicht eingeladen wäre.“

„Das habe ich nicht gethan, Tante Fortuna,“ entgegnete Helene.

„Mag sie gewesen sein, wo sie will, es hat ihr gut gethan,“ sagte Mr. Vanbrunt; „sie ist ordentlich hübsch geworden, seit sie fort gewesen ist.“

„Lari-fari,“ sagte Miß Fortuna.

„Sie konnte nicht hübscher werden, als sie schon war,“ sagte die alte Großmutter, die ihre kleine Enkelin mit großem Vergnügen herzte und küßte. „Sie war immer das süßeste Maßlieb im Garten.“

Mr. Vanbrunt sah aus, als wenn er mit der alten Frau ganz übereinstimmte. Während das einigen Ersatz für Miß Fortuna's Trockenheit gewährte, vermehrte es dieselbe vielleicht. Sie äußerte, daß sie dem Himmel danke, daß sie sich immer im eignen Hause zufrieden fühlen könne. Und Helene konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dies ein großes Glück für die übrige Welt sei.

In Betreff des Vorhemdchens war es schwer zu sagen, ob es der Geberin oder dem Empfänger am meisten Vergnügen mache. Helene hatte ihn gebeten, gegen ihre Tante nicht davon zu sprechen, und demnach waren sie eines Sonntags, als er dasselbe umgethan hatte, Beide außerordentlich heiter. Das erregte endlich Miß Fortuna's Aufmerksamkeit, sie sah ihn vom Kopfe bis zu den Füßen an, und schloß mit der Erklärung, daß er ungewöhnlich stutzerhaft aussehe, aber sie könne nicht herauskriegen, was er mit sich angefangen habe. Eine Bemerkung, die Mr. Vanbrunt und Helenen über alle Grenzen der Klugheit hinaus entzückte.

Bei der ersten Gelegenheit erhielt Nancy die Bibel, die in Randolph gekauft worden war. Helene beobachtete ängstlich, wie sie dieselbe langsam durchblätterte. In ihrem Gesichte las sie jedoch entschiedene Billigung der Art des Geschenkes, sie schüttelte ein oder zwei Mal den Kopf und sagte dann:

„Weshalb schenktest Du mir eine Bibel, Helene?"

„Weil ich Dir etwas zu Neujahr geben wollte, und ich dachte, das würde das Beste sein. Wenn Du nur darin lesen wolltest, Du würdest gut und glücklich werden."

„Du bist gut — glaube ich," sagte Nancy, „aber ich darf nicht hoffen es zu werden; ich kann es nicht. Du könntest eben so gut einer Schlange lehren, sich nicht zu krümmen."

„Ich bin gar nicht gut," sagte Helene, „wir sind es Alle nicht, aber die Bibel lehrt uns, wie wir es werden sollen. Wenn Du nur darin lesen wolltest; bitte, Nancy, thue es! Sage, daß Du alle Tage ein Wenig lesen willst."

„Du wirst mir doch nicht ein Versprechen abnehmen, das ich nicht halten würde?"

„Nein," entgegnete Helene.

„Nun, dies Versprechen würde ich nicht halten, deshalb will ich es nicht erst geben. Aber Eins will ich Dir sagen, was ich thun werde; ich werde sie immer auf's Beste aufheben und sie Deinetwegen behalten."

„Ach!" sagte Helene seufzend, „ich freue mich, daß Du wenigstens so viel thun willst. Aber Nancy, ehe Du anfängst die Bibel zu lesen, magst Du dahin gehen müssen, wo Du sie weder lesen, noch glücklich, noch gut sein kannst."

Nancy antwortete nicht, sondern entfernte sich, wie Helene dachte, verständiger als gewöhnlich.

Dieses Gespräch hatte Helenen einige Anstrengung gekostet; es war nicht ohne viel Nachdenken und Gebet dazu gekommen. Sie konnte nicht hoffen, daß sie viel Gutes damit erreicht habe, aber sie hatte ihre Pflicht gethan. Und Mr. Vanbrunt, der in der Ecke der Mauer stand, hatte jedes Wort mit angehört.

Fünftes Kapitel.

Eine aufziehende Wolke bei Frühlingswetter.

Was erst er wünscht', ersehnet er nun heiß.
Fairfax.

Helenens Leben bot mehrere Monate nichts Bemerkenswerthes. Der Rest des Winters verfloß ruhig, sie war jeden Tag vollauf beschäftigt. In ihrem Hause war der Stand der Dinge besser geworden; entweder hatte Miß Fortuna Helenens sanftes, harmloses Wesen und ihr Gehorsam wie ihre Brauchbarkeit besänftigt, oder sie hatte den Entschluß gefaßt, das Unvermeidliche zu ertragen und die kleine Hausgenossin so gut als möglich zu verwenden, da sie dieselbe einmal nicht los werden konnte. Helene wurde den ganzen Tag auf den Beinen gehalten; sie mußte Gänge gehen und alle mögliche Arbeit verrichten; den Tisch zu decken und abzuräumen, das war nur eine Kleinigkeit in der langen Reihe ihrer täglichen Pflichten,

die nicht eher zu Ende waren, als bis nach dem Abendbrod die letzte Schüssel weggesetzt und der Kamin gefegt war. Miß Fortuna schonte weder sich noch Helenen, so lange sie dieselbe brauchen konnte.

Indeß lange Zeiträume waren dennoch frei; diese benutzte Helene zu ihren Studien und zwar sehr emsig. Aus drei oder vier Beweggründen. Erstens aus Liebe zu ihnen und ihrer selbst wegen; dann damit John denken möchte, daß sie sich gut betragen habe; ferner um Alice zu gefallen und sie zufrieden zu stellen; vor Allem aber um den Wünschen ihrer Mutter zu entsprechen. Dieser Gedanke war, so oft er kam, ein Sporn zu neuen Anstrengungen; eben so waren es die anderen, und der letzte Sporn, der alle übrigen kräftigte, war der christliche Glaube. Ohne diesen hätte die Trägheit vielleicht ihren Entschluß geschwächt oder die Verführung sie überrascht; die kleine Helene war zu beiden geneigt; aber wenn sie jemals fand, daß sie aus einer oder der anderen Ursache läßig wurde, dann machte ihr sicher das Gewissen Vorwürfe, und dann forderten sie alle ihre Beweggründe auf und ermahnten sie zur Ausdauer. Bald brachte diese Treue ihren Lohn; mit Vergnügen sah sie, daß sie die Schwierigkeiten leichter überwand; sie fing an die Nebel der Unwissenheit zu durchschauen und machte sichtbare Fortschritte auf der langen Bahn der Wissenschaft. Wissenschaftliche Beschäftigung wurde ihr zum Vergnügen; ihre Stunden mit Alice gehörten zu ihren größten

Genüssen. Und da sie sowol der Lehrerin als der Schülerin eine Arbeit der Liebe waren, und da es das Ziel Beider war, jedem Dinge bis auf den Grund zu sehen, wo es möglich war, und keine Schwierigkeiten auf dem Wege hinter sich zu lassen, die sie nicht bereits beseitigt, so war es nicht zu verwundern, daß Helene stetige Fortschritte machte. Auch das Lesen wurde für sie ein wundervolles Vergnügen; sie las Wime's Leben Washingtons und las es immer wieder, bis sie es fast auswendig konnte; und von dort ging sie nach Alice's Bibliothek und suchte dort nach Büchern, die für sie paßten. Glücklicher Weise war es eine sehr auserlesene Bibliothek und Helene konnte nicht viel Bücher finden, die ihr hätten schaden können; in Betreff dieser brauchte Alice nur zu wünschen, so öffnete sie dieselben nie. Ferner bestand Alice darauf, daß, wenn Helene einmal ein Buch angefangen, sie es auch durchlesen und es nicht launischer Weise wegen eines anderen liegen lassen, oder ein halbes Dutzend auf ein Mal lesen sollte. Aber was Helene gelesen hatte, das wollte sie gewöhnlich noch ein Mal lesen, und selten legte sie es bei Seite, bis sie den ganzen Honig herausgesaugt hatte. Was das Zeichnen anlangt, so ging es nicht sehr rasch vorwärts, so lange das kalte Wetter dauerte. Helene hatte zu Hause keinen Platz, wo sie ohne Gefahr, gestört zu werden, ihre Vorlagen und ihr Papier ausbreiten konnte; die einzige Möglichkeit hatte sie, wenn

sie im Pfarrhause war. John hatte vor seiner Abreise alle ihre Bleistifte in Ordnung gebracht, und hatte ihr eine Menge Vorlagen hinterlassen, die bezeichnet waren, in welcher Folge sie dieselben nehmen sollte. Einige Vorzeichnungen wurden in Alice's Pult gethan, und so oft Helene an einem schönen Morgen oder Nachmittag eine oder zwei Stunden übrig hatte, machte sie sich auf den Weg nach dem Berge. Es that nichts, ob Alice zu Hause war oder nicht; sie ging hinein, schürte das Feuer und fing an zu arbeiten. Manchmal sah Alice, wenn sie von einem Spaziergange in den Wald oder einem Spazierritte nach Hause kam, den kleinen Hut und Mantel auf der Bank, ehe sie die Glasthür öffnete, und wußte wol, wie sie Helenen finden würde, nämlich emsig über ihr Pult gebeugt. Diese Bergbesuche waren sehr häufig, manchmal um zu zeichnen, manchmal um zu recitiren, immer aber um Alice zu sehen und glücklich zu sein. Helene wurde rosig und kräftig, und trotz ihrer Trennung von ihrer Mutter war sie auch sehr glücklich. Ihre außerordentlich starke und mannigfaltige Beschäftigung machte dies erklärlich; sie hatte keine Zeit, nutzlosen Sorgen nachzuhängen. Im Gegentheil waren ihre Gedanken stets mit angenehmen Dingen beschäftigt, die sie entweder gethan oder zu thun hatte. Und am Abende war sie viel zu müde und schläfrig, um im Bett zu liegen und zu sinnen. Uebrigens hoffte sie, daß ihre Mutter im Frühling oder spätestens

im Sommer zurückkehren würde. Allerdings fand Helene keinen großen Wohlgefallen an den Arbeiten, welche ihre Tante ihr gab; oft waren es Geduldproben für sie. Miß Fortuna war nicht die angenehmste Arbeitgeberin in der Welt, und Helene wünschte manchmal etwas Anderes thun zu können; aber bei Alledem war das nicht so übel. Es schulte ihren Charakter und außerdem machten diese Prüfungen die Annehmlichkeiten, mit denen sie gemischt waren, doppelt angenehm und gaben ihrem Leben Würze. Nachdem sie den ganzen Morgen mit Miß Fortuna die Hausarbeit verrichtet — wie wonnig war es dann, Alles zu vergessen, indem sie eine kleine hübsche Hütte mit einem Stückchen steinerner Mauer und einem Faß an der Thür zeichnete, oder wenn sie mit Alice in Gedanken nach dem südlichen Frankreich ging und lernte, wie die Bauern ihre Weinberge bestellen und Wein aus ihnen keltern, oder ein anderes Mal, wenn sie auf einer kleinen Bank in der Kaminecke sitzend, während das Feuer lustig flackerte, ehe die Lichter angezündet waren, die Küche und das Abendbrod und ihre geschäftige Tante vergaß — und mit Capitän Cook die Welt umsegelte; — ja, dies Alles schmeckte ihr um so süßer, weil sie es brockenweise genießen mußte.

Der Frühling brachte neue Beschäftigung. Die Wirthschaftsarbeiten nahmen an Zahl und Umfang zu — ihre Mußestunden wurden abgekürzt. Aber auch der Freuden wurden mehr. Als der Schnee weg-

ging und lenzartige Tage kamen, und die Vögel sich wieder hören ließen und die Bäume ihre jungen Blätter entwickelten, und die braunen Berge ein weiches grünes Kleid anzogen, da hüpfte Helenens Herz vor Wonne. Das keimende Gras war lieblich zu sehen; die Maiblümchen waren wahre Wunder von Schönheit; sie konnte keine wilde Waldblume genug bewundern und lieben. Sie pflegte mit Mr. Vanbrunt, wenn Geschäfte ihn in den Wald führten, lange Ausflüge zu machen, und zuweilen fuhr sie einen Theil des Weges auf dem Ochsenwagen; immer begleitete sie ein Blumenkörbchen, und wenn der Wagen anhielt, dann irrte sie umher und suchte unter dem dürren Laube nach der weißen Windblume und nach der hübschen Uvularia; und nach wildem Geranium und nach Columbine und nach vielen anderen, deren Namen sie nicht wußte. Sie kamen Helenen wie Freunde vor, sie sammelte dieselben liebend und bewundernd in ihrem Körbchen und schien in ihrer reinen Gesellschaft selbst reiner zu werden. Selbst Mr. Vanbrunt hatte einen unbestimmten Begriff, daß Helene und Blumen zu einander gehörten. Nachdem er gefunden, was für ein Vergnügen es ihr war, ihn auf seinen Ausflügen zu begleiten, machte er es sich zu einer Ehrensache, sie vom Hause abzuholen, so oft er an einem schönen Tage in den Wald mußte. Mochte Miß Fortuna dagegen einwenden so viel sie wollte, er fand immer eine Antwort darauf, und zuletzt wurde ihr zu ihrer gro-

ßen Freude immer gesagt: „Nun, so geh' und hole Deinen Hut und mache, daß Du fort kommst.“ Und war sie einmal unter dem Schatten der großen Bäume und rasselte das dürre Laub unter ihren Füßen, dann war Miß Fortuna und alles Unangenehme in der Welt vergessen und sie dachte nicht mehr daran, bis der Ausflug sein Ende erreichte. Und Jedermann würde es gewundert haben, die langen Unterhaltungen zu hören, die sie und Mr. Vanbrunt mit einander hatten — er, der schweigsamste Mann in Thirlwall. Ihr Gespräch drehte sich oft um Bäume, unter denen Mr. Vanbrunt zu Hause war. Helene wollte eben so gut sie kennen, wie die kleinen Blumen, die zu ihren Füßen wuchsen. Und er suchte sie zu belehren, wie man die einzelnen Arten nach der Rinde, nach dem Laube und nach dem Wuchse zu unterscheiden habe. Die Tanne, die Fichte und die Kiefer waren leicht gelernt, auch die Weißbirke, — darüber hinaus verwechselte sie beständig einen Baum mit dem anderen. Mr. Vanbrunt hatte seine Belehrungen immer zu wiederholen, aber er ermüdete nicht, sondern war immer ungeheuer vergnügt. „Das waren hübsche Stunden!“ So dachte Helene und so dachte auch Mr. Vanbrunt.

Dann kamen die Spaziergänge mit Alice, die wo möglich noch angenehmer waren. Und selbst im Hause suchte Helene ein Zeichen des Frühlings zu haben. Auf ihrem Toilettentische, dessen drei ungeschickte Beine nun mit einem netten Teppich verdeckt

waren, stand immer eine zerbrochene Vase mit einem Blumenstrauße. Der Strauß war allerdings nicht sehr mannigfaltig; manchmal bestand er nur in einer Handvoll Maiblumen, manchmal in einem großen Fliederbusche, der nicht dahin gebracht werden konnte, ohne Hilfe der Wand, an die er sich sehr gemein anlehnte, in dem Glase zu stehen. Bisweilen waren es wirklich allerliebste Feldblumen; aber in Helenens Augen war Alles reizend.

Als die Tage länger und das Wetter wärmer wurde, machten Alice und sie häufige Ausflüge nach dem Catsback und das Französische kam sehr in Mode. Sie nahmen gewöhnlich Scharf mit, um sich den langen Weg zu erleichtern, und ruhten auf dem Berge gehörig aus. Ihr Kommen war immer eine Freude für die alte Frau; sie liebte Beide zärtlich und freute sich immer, von ihren Lippen die Sprache zu hören, die sie am meisten liebte. Nach einiger Zeit sprachen sie nichts Anderes, wenn sie bei ihr waren. Sie war sehr geeignet zur Lehrerin, und in der That ihre Bildung war im Allgemeinen gar nicht zu verachten, wiewol die Natur noch mehr für sie gethan hatte. Als sie mit der Sprache vertrauter wurden, erzählte sie gern und hörten sie gern lange Geschichten aus ihrer Jugend und ihrem Vaterlande — Scenen und Menschen, die ganz anders waren als Alles, was Helene bisher gesehen oder gehört hatte. Und sie erzählte in so lebendiger, schlichter Weise, wie sie es in der eng-

lischen Sprache gar nicht vermocht hätte. Mancherlei machte diese Besuche gut und angenehm; es machte Alice und Helenen Freude, ihrer alten Freundin etwas mitzubringen, was ihr in ihrer Einsamkeit zum Behagen dienen konnte; denn selbst Miß Fortuna sagte dann und wann zu Helenen, sie möge ein Stück Käse mitnehmen, oder sie möchte wissen, ob die alte Frau gern ein Stück frisches Fleisch essen würde; sie würde ihr gern etwas Lammfleisch abschneiden, sie brauche ja nur ein Stückchen. Es war dies ein eigenthümliches Zeichen, in welcher Achtung Mrs. Vawse bei Jedermann stand. Es war bekannt, daß Miß Fortuna sehr, sehr selten sich an ihrem eigenen Behagen etwas abbrach, um es Anderen zu geben. Die herrschende Leidenschaft Tante Fortuna's war Sparsamkeit, die zweite gute Wirthschaft. Zuerst um zu sammeln und aufzuhäufen, was die Welt am höchsten achtet, dann um als die beste Wirthschafterin und schmuckste Frau in Thirlwall zu gelten.

Helene machte noch andere Besuche, die ihr nicht besonders behagten. Im Laufe des Winters und des Sommers war sie mit dem größten Theile der Nachbarschaft bekannt geworden. Sie ging manchmal mit ihrer Tante zu einem Thee, eine, zwei, drei oder vier Meilen weit, wie es gerade kam. Diese Thee's waren nicht sehr angenehm. An einige Orte wurde sie allein gebeten, und wiewol die Leute sich immer sehr gütig gegen sie zeigten und ihr Möglichstes tha-

ten, daß es ihr gefallen sollte, so war es Helenen doch selten darum zu thun, ein zweites Mal dahin zu gehen; es gefiel ihr selbst zu Hause und in Miß Fortuna's Gesellschaft besser. Es gab einige Ausnahmen: Jenny Hitchcock hatte sie gern und ebenso Jane Huff, und deren gesammte Familienglieder hatten Anspruch auf ihre Achtung — Mr. Juniper ausgenommen. Einmal gingen sie in Gesellschaft zu Squire Dennison; das Haus war tadellos rein und in bester Ordnung, die Leute waren sehr freundlich, aber Helene dachte, sie schienen nicht zu wissen, wie man angenehm sei. Blos Dan Dennison war nicht steif. Miß Fortuna machte mit Stolz die Bemerkung, daß selbst in dieser hochmüthigen Familie, wofür sie dieselbe hielt, die Erfrischungen keinen Vergleich mit den ihrigen aushalten könnten. Einmal waren sie zu Lawsons zu Thee eingeladen, aber Helene erzählte Alice mit wahrem Widerwillen, daß sie nie wieder hingehen möchte. Mrs. Vanbrunt besuchte sie oft. Nach Thirlwall kam Miß Fortuna nie.

Zwei Mal im Laufe des Sommers hatte Helene ein sehr großes Vergnügen in der Gesellschaft der kleinen Helene Chauncey. Ein Mal brachte sie Miß Sophie und ein Mal ihre Mutter, und das letzte Mal machten sie einen vierzehntägigen Besuch. Bei beiden Veranlassungen wurde Helene nach dem Pfarrhause geholt und dort behalten, so lange der Besuch da war, und unbeschreiblich war das Vergnügen, das sie und

ihre kleine Freundin mit einander hatten. Es war rein und unvermischt. Sie streiften durch Wald und Flur, und mochten sie hinkommen wohin sie wollten, es war überall entzückend. Sie halfen Alice gärtnern, sie machten mit Thomas Heu und trieben nichts als Unfug, indem sie seine Heuhaufen einrissen, worüber er jedoch nicht die Geduld verlor. Sie suchten nach Eiern, sie halfen Margery buttern und deckten mit einander den Tisch. Die Morgen waren schön, die Mittage waren schön, die Abende waren schön — nun, es läßt sich gar nicht sagen! Unvergeßlich, süß und rein war das Vergnügen dieser Sommertage, die kein Schatten der Unzufriedenheit oder Mißstimmung auf einer Stirn trübte. Helene liebte jetzt die ganze Familie Marshman um des Einen willen, den sie zuerst kennen gelernt hatte. Und die kleine Helene Chauncey wiederholte oft gegen ihre Mutter, daß Helene Montgomery das netteste Mädchen sei, das sie noch gesehen habe. Sie kamen mit Freuden zusammen und gingen mit Schmerz von einander, und gelobten sich gegenseitig, wo möglich recht bald wieder zusammen zu kommen. Unter all den Fortschritten und Genüssen dieser Sommermonate — und sie brachten Helenen ziemlich viel von beiden — quälte sie eine Sorge und wurde immer schwerer und schwerer. Die Briefe kamen langsam, und wenn sie kamen, waren sie durchaus nicht zufriedenstellend. Die von der Hand ihrer Mutter schrumpften immer mehr zusammen, bis

zuletzt bloße Papierstreifen von ihr kamen; und manchmal, nach einem längern Zwischenraume, schrieb Capitain Montgomery allein. Helenens Herz wurde krank vor getäuschter Hoffnung; sie konnte nicht begreifen, wie ihre Mutter etwas vernachlässigen konnte, was so nothwendig zu ihrem Glücke sei; manchmal dachte sie, sie wären auf der Reise und sie hätte keine Gelegenheit zu schreiben; ein anderes Mal, sie kämen vielleicht nach Hause, ohne es sie wissen zu lassen, und wollten sie eines Tages plötzlich überraschen, und sie würde sich halb todt freuen. Aber sie kamen nicht und schrieben nicht, und was immer der Grund sein mochte, Helenen stimmte es sehr traurig und immer trauriger, je weiter der Sommer vorschritt. Ihre eigenen Briefe baten wehmüthig um einen Brief; sie waren vorher sehr heiter und voll guter Botschaften gewesen, und waren es zum Theil noch.

Eine Zeit lang wurde ihr Gemüth von diesem traurigen Gegenstande abgelenkt und ihre Stirn entwölkte sich, als John im August nach Hause kam. Wie früher erbat Alice von Miß Fortuna die Erlaubniß, Helenen während seines Aufenthaltes, der mehrere Wochen dauerte, im Pfarrhause behalten zu dürfen. Helene wunderte sich, daß sie dieselbe so leicht erhielt, aber sie war viel zu glücklich, um ihre Zeit damit zu verschwenden und darüber nachzudenken. Miß Fortuna hatte mehrere Gründe: sie verweigerte Miß Humphreys nicht gern einen Gefallen, und dann sagte ihr das

Gewissen, daß es eine Schande sein würde, Helenens Glücke offen in den Weg zu treten. Außerdem, wiewol sie Helenens Hilfe eine Zeit lang verlor, sagte sie doch, sie habe es satt, sie zur Arbeit anzustellen; sie fegte gern allein im Hause umher, ohne viel daran zu denken, was ein Anderes that oder thun sollte. Kurz, sie sah es gern, wenn sie ihr eine Zeit lang aus den Augen war. Ferner behagte es ihr nicht, daß Mr. Vanbrunt und ihre kleine Gehilfin so „dicke Freunde" waren, wie sie sich ausdrückte. Sein erster und sein letzter Gedanke, sagte sie, gelte Helenen, wenn er herein käme und wenn er hinausginge. Und Miß Fortuna war gewohnt, die erste Rolle zu spielen, nicht nur in ihrem eigenen Hause, sondern auch in den Augen Aller, die dahin kamen. — Auf alle Fälle erhielt Helene die Erlaubniß und ging nach dem Pfarrhause.

Und nun wiederholte sich das Vergnügen der ersten Woche im Januar. Es würde noch größer gewesen sein, wenn es hätte größer sein können. Den einzigen Unterschied machte das schöne Winter- und das schöne Sommerwetter; es war selten sehr heiß in Thirlwall. Die Felder und Hügel waren mit Grün, anstatt mit Weiß bedeckt, rauschende Blätter hatten die Stelle von schneebedeckten Zweigen und funkelnden Eiszapfen angenommen; und anstatt des scharfen Nord- und des kalten Nord-West-Windes wehten sanfte Sommerlüfte. Einen anderen Unterschied sah Helene

nicht, ausgenommen vielleicht, daß wenn es möglich war, Alice und ihr Bruder noch größere Zärtlichkeit gegen sie zeigten. Für keine kleine Schwester konnte mehr gethan und gesorgt werden. Wenn eine Veränderung eingetreten war, so erstreckte sie sich auch auf Mr. Humphreys; er nahm allerdings selten Theil an der Unterhaltung, und noch seltener betheiligte er sich an ihren Bestrebungen und Vergnügungen. Er blieb gewöhnlich in seinem Studirzimmer. Aber so oft er mit Helenen sprach, war sein Ton besonders sanft und seine Miene besonders freundlich. Er nannte sie manchmal sein kleines Töchterchen, was Helenen immer große Freude machte; und sie sprang dann mit doppelter Lust, um etwas zu thun, was er wünschte.

Das Zeichnen ging unter den Augen ihres Lehrers mit neuer Kraft vorwärts, und so noch Mancherlei. John nahm sich vielfach große Mühe mit ihr; er ließ sie lesen, er half ihr und Alice im Französischen, er begleitete sie zu Mistreß Vawse, und selbst Mr. Humphreys ging eines Nachmittags mit ihnen dahin zum Thee. Wie sehr freute sich Helene an diesem Nachmittage! Sie nahmen einen großen Korb Lebensmittel mit, denn es ließ sich nicht erwarten, daß Mrs. Vawse auf eine so große Gesellschaft eingerichtet sein sollte. Sie hatten Jenny Hitchcock's Pony geborgt, so daß mit Einschluß des alten John und Scharf's allemal drei von der Gesellschaft reiten konnten, — und abwechselnd gingen sie. Das fiel

Niemanden auf. Das schöne Wetter, die herrliche Bergspitze, das allgemeine Vergnügen, Mr. Humphreys' ungewöhnliche Heiterkeit und Gesprächigkeit, die seltsame Art ihres Spazierritts, das Ungewöhnliche einer Theegesellschaft auf dem Catsback, und ferner der Umstand, daß Nancy zu Hause war und sich die ganze Zeit sehr anständig benahm, — das Alles zusammen machte Helenen so glücklich, daß sie diesen Nachmittag nie vergessen konnte. Und das Beste war der Heimritt. Die Sonne stand schon tief, als sie auf die Ebene kamen. Lange Schatten lagen quer über den Weg, die Luft bewegte die Blätter nur leise an den Zweigen, — Alles war still und lieblich! Und den Berg herunter, wie den ganzen Weg entlang durch das offene Land führte John ihr Pferd am Zügel. Und er war so besorgt um sie, so unterhaltend in seinem Gespräch, indem er sie außer viel wichtigeren Dingen lehrte, wie sie im Sattel sitzen und die Zügel und die Peitsche halten sollte, daß es Helenen vorkam, als wenn es gar nichts Angenehmeres geben könnte, als so zu reiten. Später machten sie noch viele Spazierritte, wozu Jenny's oder irgend ein anderer Pony geborgt wurde, und durchforschten die schöne Gegend nah und fern. Und fast täglich nahm John Scharf vor und gab Helenen eine Reitstunde. Sie dachte oft, was sie ihm schon ein Mal gesagt hatte, und sah manchmal so aus, als wenn sie es sagen wollte, „ich wünschte, ich könnte etwas für Sie

thun, Mr. John." Aber er lächelte sie an und sagte nichts.

Endlich reiste er ab. Und in der ganzen Zeit, wo er zu Hause war, und viele Wochen vorher hatte Helene keinen Brief erhalten. Die tausend Vergnügungen, welche jeden Augenblick seines Aufenthalts ausfüllten, hatten den Gedanken daran nicht in ihr aufkommen lassen. Sie konnte damals nicht traurig sein, oder höchstens eine Minute lang, die Hoffnung war größer als die Sorge, und sie vergaß, wie rasch die Zeit verfloß. Aber als sein Besuch vorüber war, und als sie in ihr altes Verhältniß und in ihr altes Leben bei ihrer Tante zurückkam, da kehrte auch das alte Gefühl mit verdoppelter Stärke zurück. Sie fing wieder an die Tage und die Wochen zu zählen, und eine bittere, unbefriedigte Sehnsucht zu fühlen. Thränen fielen auf ihre Bibel, Thränen strömten aus ihren Augen, wenn sie betete, daß Gott ihre Mutter gesund machen, und sie bald, o! recht bald zurückführen möge. Und das Gesicht der kleinen Helenen zeigte wieder etwas von seiner alten Trauer.

Sechstes Kapitel.

Die Wolke entladet sich.

Nun war Alles vorbei, die Furcht, die
Hoffnung, die Sorge,
All das Wehe im Herzen, die unbefrie-
digte Sehnsucht,
All das dumpfe Gefühl und das schmerz-
lich ängstende Dulden!
Longfellow.

Eines Tages in der ersten Hälfte des Septembers stand sie vor dem Hause an der kleinen Pforte, die auf die Straße ging. Sie lehnte sich an die offene Thür und schaukelte dieselbe hin und her, theils aus Freude über das Wetter und die schöne Landschaft, theils aus Schwermuth, die sie von ihrer geschäftigen Tante fortgetrieben hatte. Das Rauschen des Baches, der einige Schritte entfernt floß, hatte viel mehr Beruhigendes für ihr Ohr als die scharfe Stimme ihrer Tante. Bald fiel ihr ein Reiter in der Entfernung

in die Augen und der Bach war vergessen. — Weshalb sah ihn Helene so scharf an? Das arme Kind erwartete immer Nachricht. Zunächst konnte sie nur sehen, daß der Mann einen Schimmel ritt, dann als er näher kam, zeigte sich ein wunderlich aufgestülpter Hut, und er hatte etwas Seltsames in der Hand. Was war das? Wer war das? — Der alte Bote! Helene war sicher. Ja, sie sah nun seine Satteltaschen und den weißen Pferdeschweif, den er auf einem Stocke hatte und mit dem er seinem Pferde die Fliegen abwehrte. Die zinnerne Trompete hielt er in der anderen Hand, um darauf zu blasen. Es war eine ehrwürdige Erscheinung trotz ihrer Sonderbarkeiten. In seinem schnupftabakfarbenen Rocke und mit seiner ruhigen Miene kam er und die Satteltaschen und der Schimmel daher getrabt als wenn nur sie zu einander gehörten. Außer sich vor Furcht und Hoffnung gab Helene Acht, ob das alte Pferd nicht ein Zeichen von sich geben würde, ob es an der Pforte anhalten wollte. Sie athmete schwer und zitterte am ganzen Körper, ob er anhalten oder weiter reiten würde. O! welch lange Angst in zwei Minuten! — Er hielt an, Helene ging auf ihn zu.

„Was ist das für ein kleines Mädchen?“ sagte er.

„Ich bin Helene Montgomery, Sir,“ sagte Helene rasch, „Miß Fortuna's Nichte, ich wohne hier.“

„Wart' ein Bischen,“ sagte der alte Mann und griff nach seiner Satteltasche. „Miß Fortuna's Nichte,

he? Nun, ich glaube, ich habe etwas für Dich. Ist die Tante wohl, he?"

„Ja, Sir."

„Das ist mehr, als Du von Dir sagen kannst," sagte er und sah Helenen von der Seite in's Gesicht. „Woher weißt Du, daß ich einen Brief für Dich hier habe, he?"

Das Blut stieg ihr in das Gesicht und sie schlug die Hände zusammen.

„Nein, Schätzchen, nein;" sagte er, „ich habe nichts für Dich, er ist an die Alte — da! laufe damit hinein, Schätzchen!"

Aber Helene wußte, ehe sie denselben noch anrührte, daß es ein fremder Brief war, und eilte damit ins Haus. Miß Fortuna schickte sie wieder hinaus, um das Porto zu bezahlen.

Als sie zurückkam, las ihre Tante noch den Brief. Aber ihre Miene, das fühlte Helene, versprach nichts Gutes. Sie wagte nicht zu sprechen; ihre Erwartung war getäuscht! Sie stand ruhig da, bis Miß Fortuna den Brief zusammenbrach.

„Ist nichts für mich darin?" sagte sie dann schüchtern.

„Nein."

„O! warum schreibt sie mir nicht?" rief Helene und brach in Thränen aus.

Miß Fortuna ging mit großen Schritten im

Zimmer auf und ab, ohne einen besonderen Zweck, so viel man sehen konnte.

„Es ist sehr merkwürdig,“ sagte Helene schmerzlich, „ich fürchte, sie ist kränker! Schreibt Papa nicht, daß sie kränker ist?“

„Nein.“

„O! wenn sie mir nur eine Zeile geschickt hätte, das hätte sie doch thun können! O! ich wünschte nur drei Worte! Sagt Papa nicht, warum sie nicht schreibt?“

„Nein.“

„Das ist sehr merkwürdig,“ wiederholte die arme Helene.

„Dein Vater schreibt, daß sie zurückkommen will,“ sagte Miß Fortuna nach einigen Minuten, während Helene schweigend geweint hatte.

„Zurückkommen? Dann muß sie besser sein!“ sagte Helene neu belebt. „Schreibt Papa, daß sie besser ist?“

„Nein.“

„Aber was will er damit sagen?“ sagte Helene unruhig; „ich sehe nicht, was er meinen kann? Er sagt nicht, daß sie kränker ist, er sagt nicht, daß sie besser ist, — was sagt er denn eigentlich?“

„Er sagt gar nicht viel.“

„Sagt er nicht, wann sie zurückkommen?“

Miß Fortuna murmelte etwas vom Frühling und

entschlüpfte nach der Speisekammer. Helene dachte, es sei nicht mehr aus ihr herauszubekommen. — Sie fühlte sich höchst elend. — Ihr Vater und ihre Tante schienen Beide sonderbar zu handeln und sie wußte kaum wo sie Trost finden sollte. Sie hatte eines Tages ihre Zweifel und Sorgen John mitgetheilt, er hatte ihre Hoffnungen nicht gesteigert, sondern gesagt: „Es muß Trübsal kommen, Helene; es ist das Beste, sie und uns selbst unserem Heiland zu befehlen, und uns in der Zeit der Prüfung zu ihm zu flüchten. Suche ihn noch mehr zu lieben und beuge Dich unter seinen Willen; der gute Hirt beabsichtigt gegen alle seine Schafe nur Gutes, Helene, darauf kannst Du Dich verlassen!“

Helene erinnerte sich an diese Worte und suchte sie nun zu befolgen; aber sie konnte sich noch nicht ganz unter seinen Willen beugen. Es war sehr schwer in solcher Ungewißheit geduldig zu sein. — Mit schwimmenden Augen blätterte sie in ihrer Bibel und suchte Trost. Sie fand ihn, indem ihre Augen auf die Worte fielen, die sie sehr wohl kannte, die ihr aber wie das Wiedersehen eines alten Freundes vorkamen: „Betrübet Euch nicht in Euerem Herzen; ihr glaubet an Gott, glaubet auch an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ — Dort giebt es keine Trennung mehr! dachte die kleine Helene. Sie weinte eine Zeitlang, aber sie fühlte sich nichtsdestoweniger getröstet. — Das Herz, das sich auf den

Herrn verläßt, der diese Worte sprach, kann nie ganz verlassen sein.

Einige Tage ging Alles in der alten Weise, nur kam ihr manchmal ihre Tante ziemlich seltsam vor — sie war nicht ganz wie gewöhnlich gegen sie. Mr. Vanbrunt benahm sich nicht nur ziemlich, sondern sehr seltsam. Er sprach kaum mit Helenen und sah sie kaum an. Er machte, daß er mit dem Essen fertig wurde und daß er dann fort kam, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Und von zwei oder drei Mahlzeiten blieb er sogar ganz weg. Sonst sah sie Niemand; das Wetter und andere Umstände ließen sie nicht auf den Berg gehen.

Eines Nachmittags saß sie eben bei ihrer französischen Lection, da hörte sie ihren Namen rufen. Miß Fortuna war in der Küche und zog Lichter. Helene lief hinunter.

„Ich weiß nicht, was in diese Lichter gefahren ist,“ sagte Miß Fortuna, „ich kann sie nicht fest kriegen; ich glaube, der Talg ist nicht gut. Wo ist die nächste Wirthschaft, wo sie Bienen halten?“

„Mrs. Hitchcock hat Bienen,“ sagte Helene.

„So viel ich weiß haben sie in Aegypten auch welche,“ entgegnete ihre Tante; „das Eine würde so gut sein wie das Andere. Mrs. Lowndes — das ist nicht weit. Setze Deinen Hut auf, Helene, und laufe hinüber und bitte sie, sie solle mir etwas Bienenwachs ablassen. Ich will es ihr wiedergeben in was sie will.“

„Hat denn Mrs. Lowndes Bienenstöcke?“ sagte Helene zweifelnd.

„Nein, sie macht das Bienenwachs selber,“ sagte Miß Fortuna in einem Tone, den sie immer annahm, wenn sich Jemand unterstand zu glauben, daß sie sich geirrt haben könnte.

„Um wie viel soll ich sie bitten?“ fragte Helene.

„O! ich weiß es nicht, ein hübsches Stück.“

Helene wußte nicht recht, wie viel das sein sollte. Indeß frug sie kluger Weise nicht weiter und machte sich auf den Weg. Das Wetter war schwül und unangenehm, die Sonne hatte gerade die größte Kraft, und das Haus der Mrs. Lowndes lag auf dem halben Wege zu Alice. Helene war nicht gern dort, wiewol die Leute immer viel aus ihr machten. Sie fand keinen Gefallen an ihnen und mied sie so viel sie konnte. Miß Mary Lawson saß bei Mrs. Lowndes und ihrer Tochter, als Helene hereintrat und mit kurzen Worten die Botschaft ihrer Tante ausrichtete.

„Bienenwachs?“ sagte Mrs. Lowndes, „nun, ich weiß es nicht. Wie viel braucht sie?“

„Ich weiß es nicht, Madame; sie sagte, ein hübsches Stück.“

„Wozu soll es, weißt Du das, Schätzchen?“

„Ich glaube, es soll in den Talg zu Lichtern kommen,‘ sagte Helene; „der Talg wäre zu weich, sagte sie.“

„Ich weiß nicht anders, als daß Miß Fortuna immer den härtesten Talg gehabt hat," sagte Sarah Lowndes.

„Du würdest gut thun, Deiner Tante nicht wissen zu lassen, was Du von ihr gesagt hast, Helene," bemerkte Mary Lawson; „sie wird es Dir nicht danken."

„Hatte sie viel Talg gesotten?" fragte die Mutter und machte sich fertig, Bienenwachs zu schneiden.

„Ich weiß es nicht, Madame; sie hatte einen großen Kessel, aber ich weiß nicht wie voll er war."

„Du kannst ihr immer ein hübsches Stück schicken, Mutter, wenn Du einmal dran bist, und laß Dir etwas von ihrem delicaten Käse ausbitten, willst Du?"

„Verlohnt sich's der Mühe erst abzuwägen?" flüsterte Mrs. Lowndes.

Ihre Tochter antwortete in demselben Tone, Miß Mary stimmte ebenfalls ein und es entspann sich ein ziemlich langes Gespräch über das Bienenwachs, welches Helene nicht hören konnte. Die Sprecherinnen unterhielten sich immer leiser, bis endlich ihr eigner Name und eine unvorsichtige Aeußerung deutlicher gesprochen wurden und ihr Ohr erreichten.

„Sollte man nicht meinen, daß Miß Fortuna wenigstens ein schwarzes Band auf den Hut hätte stecken können?"

„Jedes Andere würde es gethan haben."

„Still!"

Sie flüsterten wieder unhörbar.

Die Worte drangen in Helenens Herz wie ein Dolch, sie regte weder Hand noch Fuß, sie saß bewegungslos vor Schmerz und Furcht! — Doch was sie fürchtete, wagte sie nicht zu denken! Als sie das Bienenwachs erhalten hatte, stand sie von ihrem Stuhle auf und sah Mrs. Lowndes starr ins Gesicht, als wenn sie den Verstand verloren hätte.

„Ei du meine Güte, Kind, wie siehst Du aus?“ sagte diese, „was fehlt Dir, Schätzchen?“

„Madame,“ sagte Helene, „was sprachen Sie von —“

„Von was, Liebe?“ sagte Mrs. Lowndes und sah erschreckt die Anderen an.

„Von — einem Bande?“ sagte Helene, indem sie die Worte von ihren weißen Lippen herauspreßte.

„Ei du meine Güte!“ sagte die Andere, „was Du gehört hast; ich habe nicht von einem Bande gesprochen.“

„Glauben Sie, daß ihre Tante es ihr nicht gesagt hat?“ sagte Miß Mary in leisem Tone.

„Was nicht gesagt hat?“ rief Helene. „O! Was? Was?“

„Ich wünschte, ich wäre tausend Meilen weit,“ sagte Mrs. Lowndes; „ich weiß es nicht, meine Liebe, ich weiß es nicht. Miß Alice weiß es.“

„Ja, frage Miß Alice,“ sagte Mary Lawson, „sie weiß es besser, als wir.“

Helene sah Eine nach der Anderen zweifelnd an;

denn, da sie von allen Seiten wiederholten: „Geh und frage Miß Alice," nahm sie ihren Hut, schleuderte das Bienenwachs aus der Hand und stürzte aus dem Hause.

„Das ist doch zu schlecht!" rief Mrs. Lowndes aus, indem sie das Zimmer durchschritt, um die Thür zuzumachen. „Aber was konnte ich sagen?"

„Welchen Weg ging sie?"

„Ich weiß es nicht, ich hatte gar keine Augen noch sonst etwas, um zu sehen. Ich möchte wol wissen, ob ich es ihr hätte sagen sollen. Aber nein, ich hätte es nicht gekonnt."

„Hebe nur ihr Bienenwachs auf," sagte Sarah Lowndes.

„Sie holt sich den Tod, wenn sie so den Berg hinauf rennt," sagte Mary Lawson.

Sie stürzten Alle nach der Thür, um ihr nachzusehen.

„Man sieht sie nicht," sagte Mrs. Lowndes, „wenn sie den Weg auf die „Nase" zugegangen ist, muß sie schon bis zu den großen Pappeln gekommen sein, oder sie wäre irgendwo diesseits, so daß wir sie sehen könnten."

„Du hättest sie bei dieser Sonne nicht gehen lassen sollen, Mutter," sagte Miß Lowndes.

„Ich sage Dir," entgegnete Mrs. Lowndes, „ich erschrak so, daß ich keine drei Gedanken im Kopfe hatte.

Ich wünschte gleichwol zu wissen, wo sie wäre, die arme Seele."

Helene war schon weit den Berg hinauf, von einer Furcht getrieben, die keinen Aufenthalt der Hitze oder Müdigkeit wegen kannte; sie achtete heute wenig darauf. Sie sah nichts auf ihrem Wege — Alles in ihr und außer ihr ging in dem einen Gefühle auf, und doch wagte sie nicht zu denken, was sie fürchtete. Sie ließ das bei Seite. Alice wußte es, Alice sollte es ihr sagen — nach diesem Ziele war ihr Herz gerichtet, dem eilte sie zu. Aber ach! welche Wolken zogen über ihrem Geiste zusammen, und wurden immer dunkler und dunkler. Ihre geistige und körperliche Hast machten das Uebel noch ärger; es mußte so sein; und als sie endlich um die Ecke des Hauses bog, und zur Glasthür hineinstürzte, war sie in einem schrecklichen Zustande.

Alice sprang auf und sah sie an, als sie herein kam, aber mit einem Blicke, der Helenen fest bannte. Sie blieb stehen, die Röthe ihrer Wangen verschwand, als sie in Alice's Augen las — sie hatte keine Worte und keine Macht zu sprechen. Ach! sie brauchte ja auch nicht zu sprechen! Alice brach in Thränen aus, breitete ihr die Arme entgegen und sagte nur: „Mein armes Kind!" Helene fiel ihr in die Arme, dort aber schienen ihr Kraft und Leben auszugehen. — Alice dachte, sie sei ohnmächtig geworden. Sie legte sie auf's Sopha, rief Margery herbei und wandte die

wöhnlichen Mittel an, während sie selbst bitterlich weinte. Es war indeß keine Ohnmacht, Helene kehrte bald zum Bewußtsein zurück, aber sie sah aus, wie Jemand, den ein harter Schlag betäubt; und Alice wünschte, daß der Schmerz eine andere Wirkung gehabt hätte. — Es dauerte Tage lang, eine Art Starrkrampf hatte sie befallen; sie weinte keine Thräne, die heftige Anspannung aller Nerven und Gefühle schien ihr eine vollständige Betäubung hinterlassen zu haben. Sie schlief den größten Theil der Zeit wie todt und schien keine Kraft zu haben etwas Anderes zu thun.

Alice wachte beständig bei ihr, und lebte in diesen Tagen nur, um bei ihr zu wachen. Sie hatte die ganze Geschichte Helenens von Mary Lawson und Mr. Vanbrunt gehört, die Beide nach dem Pfarrhause gekommen waren. Die Eine, von Seiten der Mrs. Lowndes, der Andere aus eigenem Antriebe, um nach ihr zu fragen. Und sie fürchtete, daß Helene in Folge ihrer Leiden heftig krank werden möchte; indeß irrte sie sich. Helene wurde nicht krank, aber ihr ganzes Gemüth und ihr ganzer Körper beugten sich unter der Last des Schlages, der sie getroffen hatte.

Als die erste Betäubung vorüber war, traten allerdings lebhaftere Symptome des Schmerzes ein; sie weinte, bis sie sich die Augen ausgeweint hatte, und zwar oft, aber sehr still. Sie schluchzte nicht leidenschaftlich und weinte nicht krampfhaft — die

Sorge hatte sie zu fest gepackt, als daß sie dageg[en]
hätte ankämpfen können; nnd Helene beugte ihr Haupt
vor ihr. Alice sah das mit der größten Unruhe; sie
hatte sich geweigert, sie zu ihrer Tante zurück gehen
zu lassen — es war auch unmöglich! Dennoch wäre
Helene vielleicht dort besser aufgehoben gewesen. Die
Beschäftigung, zu der sie zu Hause gezwungen gewe-
sen wäre, würde sie aufgeregt haben; hier zog sie
nichts von ihren Gedanken ab, und nichts fand sich,
was sie ihren Schmerz vergessen gemacht hätte. Sie
schien an nichts Interesse zu haben, die Bücher hat-
ten ihren Reiz verloren, Spazierengehen, Ausfahren
und Zuhausebleiben — Alles war ihr einerlei! Viel-
leicht, daß das Letzte ihr das Liebste war. Sie hatte
keinen Appetit, ihre Wange verlor alle Farbe und
Alice fing an zu fürchten, daß, wenn dem nicht bald
Einhalt geschähe, es zuletzt mit ihrem Leben zu Ende
gehen würde. Aber alle ihre Bemühungen waren
fruchtlos und der Winter war ein sorgenvoller — nicht
nur für Helenen.

Im Verlaufe desselben fand Helene wieder an
einem Gegenstande Vergnügen — und das war —
ihre Bibel! — Sie pflegte sich allein in eine Ecke zu
setzen und darin herumzublättern; sie suchte die Ver-
heißungen und die süßen, tröstenden Worte für die
Schwachen und Niedergeschlagenen. Sie las gern die
Geschichte Christi, Alles, was er gesagt und gethan
hatte; seine Liebe zu den Menschen, und seine Barm-

Herzigkeit gegen sie; die Freundlichkeit, die er ihnen hier erzeigt, und die Freuden, die er ihnen dort bereitet hatte. Sie fing an sich an diesen einen unveränderlichen Freund, von dessen Liebe weder Leben noch Tod diejenigen scheiden kann, die an ihn glauben, enger anzuschließen; und ihr Herz, das so erschüttert gewesen war, fing an seiner Brust an, sich wieder zu beruhigen, und war ruhiger und selbst freudiger, als zuvor. Doch bei Alledem war diese Freude oft von bitteren Thränen begleitet; die Regung von etwas, wie Vergnügen, weckte ihren Scherz auf's Neue. Und wiewol Helenens traurige Miene einen milderen Ausdruck annahm, so sah Alice doch nicht, daß ihr Gesicht weniger bleich und mager wurde. Sie sprach nie von ihrer Mutter, nachdem sie einmal gehört, wo und wann sie gestorben war; deutete nie auf ihren Verlust hin, außer, wenn sie in Todesangst ausrief: „Ich werde nie wieder einen Brief bekommen." Und Alice wagte nicht zu berühren, was das Kind so ängstlich zu meiden schien, wiewol Helene manchmal an ihrem Busen weinte und oft Stunden lang still und stumm, mit ihrem Kopfe in Alice's Schooße, saß.

Die Zeit rückte heran, wo John für die Feiertage zu Hause erwartet wurde. Inzwischen hatten sie viel Besuch von anderen Freunden gehabt. Mr. Vanbrunt war einige Male gekommen, was alle Nachbarn in Erstaunen gesetzt haben würde, wenn sie es nur gewußt hätten; seine gute alte Mutter noch öfter;

Mrs. Bawse so oft als möglich; Miß Fortuna nur ein Mal, weil, wie sie bei sich selbst sagte, alle Leute darüber sprechen würden, was sie gar nichts angehe, wenn sie es nicht thäte. Da weder sie noch Helene wußte, was sie mit einander sprechen sollten, war der Besuch ein sehr langweiliger, soviel Mühe Alice sich gab. Dann und wann kamen Jenny Hitchcock, und die Huffs, und die Dennisons und Andere. Aber sie alle sah Helene nicht gern, mit Ausnahme der Mrs. Bawse.

Alice hatte Sehnsucht nach ihrem Bruder. Endlich kam er, gerade am Tage vor dem Neujahr.

Es war ein schöner Nachmittag und Alice und ihr Vater waren zu Schlitten nach Carra-Carra gefahren. Helene hatte es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Margery wußte es nicht, und konnte es daher John nicht sagen. Nachdem er ihr einen Besuch in der Küche abgestattet, war er in das leere Empfangszimmer zurückgekommen, und ging nachdenkend auf und ab, als die Thür von Alice's Zimmer langsam sich öffnete, und Helene erschien. Es war nicht ihre Weise, wenn sie es meiden konnte, vor Fremden ihre heftigen Gefühle sehen zu lassen; also hatte sie sich wegzustehlen gesucht, um John ohne Thränen wieder zu sehen. Und sie kam nun herein und hatte ihr kleines ernstes Gesicht vorbereitet, daß es standhaft bleiben sollte. Sein erster Blick hätte beinahe alle ihre Vorbereitungen über den Haufen geworfen.

„Helene!“ sagte er, „ich dachte, es wäre Alles fort. Meine liebe Helene!“

Helene konnte kaum den Ton dieser drei Worte hören, und nur mit der größten Schwierigkeit ertrug sie den Kuß, der ihnen folgte. Es bedurfte nur noch eines Wortes und Blickes in sein altes Auge und sein lächelndes Gesicht, um alle ihre Wachsamkeit vergeblich zu machen. Nach ihrer gewöhnlichen Weise wollte sie hinausstürzen, aber John hielt sie fest und zog sie sanft an sich.

„Ich werde Dich nicht vergessen lassen, daß ich Dein Bruder bin, Helene,“ sagte er.

Helene verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und weinte, als wenn sie noch nie geweint hätte.

„Helene,“ sprach er nach einiger Zeit langsam und zärtlich, „die Bibel sagt: wir kennen und glauben an die Liebe, die Gott zu uns hat.“ Hast Du Dich in der letzten Zeit daran erinnert und daran geglaubt?“

Helene antwortete nicht.

„Hast Du daran gedacht, daß Gott jeden Sünder liebt, der an seinen lieben Sohn geglaubt hat? und daß er sie so innig liebt, daß er ihnen kein Leid zufügen läßt? Und daß er sie niemals inniger liebt, als wenn er ihnen bittere Trübsal sendet? Es ist wunderbar, aber wahr! Hast Du daran gedacht, Helene?“

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Er thut es nicht in seinem Zorne, er thut es nicht, weil er Dich vergessen hat, er thut es nicht, weil er sich um Dein kleines bebendes Herz nicht kümmert. Nein! Nein! Wenn Du sein Kind bist, thut er Alles aus Liebe und wird es zu Deinem Besten kehren. Und wenn wir oft nicht sehen können „wie?“ so geschieht es, weil wir schwach und thöricht sind, und nur eine sehr kleine Strecke weit sehen können.“

Helene lauschte und verbarg noch immer ihr Gesicht an seiner Brust.

„Liebst Du Christus, Helene?“

Sie nickte und weinte von Neuem.

„Liebst Du ihn weniger, seit er Dir dies große Leid gebracht hat?“

„Nein,“ schluchzte Helene, „mehr.“

Er zog sie enger an seine Brust und war eine Weile stumm.

„Ich freue mich sehr, Dich so sprechen zu hören. Dann ist Alles gut! Und hast Du nicht den besten Grund zu glauben, daß auch Deiner lieben Mutter nun wohl ist?“

Helene schrie fast laut auf. Der Name ihrer Mutter war lange Zeit in ihrer Gegenwart nicht ausgesprochen worden; und sie konnte es kaum ertragen, denselben nur zu hören. Sie zitterte am ganzen Leibe und schluchzte hysterisch.

„Still, Helene!“ sagte er in einem Tone, der, so leise er war, seinen Weg durch ihre ganze Auf-

regung fand und sie wie ein Zauber beruhigte. „Hast Du nicht guten Grund zu glauben, daß ihr wohl ist?“

„O ja! O ja! Sie liebte ihn und vertraute auf ihn — und nun ist sie bei ihm — sie hat die schöne Heimath erreicht, wo keine Sünde, kein Schmerz kein Tod mehr ist. Auch keine Trennung!“ schluchzte Helene, deren Aufregung außerordentlich war.

„Auch keine Trennung! Und wenn wir auch von ihnen getrennt sind, so ist es nur für eine kurze Zeit. Lasset uns wachen und unsere Kleider rein halten, und bald werden wir Alle zusammen sein, wo es keine Thräne mehr giebt. Ihre Thränen fließen nicht mehr! Hörtest Du noch ein Mal von ihr?“

„O nein! nicht ein Wort.“

„Das ist hart. Aber in dem Allen, liebe Helene, glaube an die Liebe, die Gott zu uns hat. Bedenke, daß unser Heiland uns nahe ist und Mitleid für uns hat und zu allen Zeiten derselbe bleibt. Und nun weine nicht, Helene!“

Er küßte sie ein oder zwei Mal und bat sie, sich zu beruhigen. Denn es schien, als wenn Helene ihr ganzes Herz in Thränen ausschüttete, doch waren sie ruhiger, als zu Anfang. Dies Gespräch war ihr ein großer Trost gewesen. Das Schweigen zwischen ihr und Alice über den Gegenstand, an den sie immer dachte, ein Schweigen, das keine von ihnen zu brechen wagte, war ihr peinlich geworden. Der Zauber

war gelöst, und wiewol zuerst Helenens Thränen kein Maß kannten, so fühlte sie sich doch schon leichter. Als John sie beschwichtigte und mit seinen freundlichen Reden fortfuhr und sie allmälig von ihrem ersten Gestande auf Anderes brachte, wurde sie nicht nur ruhig, sondern ihr Herz fand auch mehr Frieden, als sie seit Monaten gefühlt hatte. Sie war wieder ganz sie selbst, ehe Alice nach Hause kam.

„Du hast bereits einen guten Einfluß auf sie geübt," rief Alice aus, sobald Helene das Zimmer verlassen hatte. „Ich dachte es mir, ich sah es ihr an dem Gesichte an, sobald ich herein trat."

„Es ist Zeit," sagte ihr Bruder, „sie ist ein liebes, kleines Wesen."

Am nächsten Morgen sah Helene zu ihrem großen Erstaunen Scharf aus dem Stalle bringen; Mr. John hatte den Damensattel auflegen lassen und er untersuchte den Gurt und schnallte den Steigbügel kürzer.

„Was will denn Mr. John machen?" fragte Helene.

„Ich weiß es nicht, Helene," erwiderte Alice, „er treibt manchmal wunderliche Sachen. Weshalb fragst Du?"

Ehe sie antworten konnte, öffnete er die Thür und sagte: „Komm, Helene, und mache Dich fertig, packe Dich hübsch ein, denn es ist ziemlich kalt. Alice, hat sie ein Paar warme Handschuh? Borge ihr die Dei-

nigen und ich will sehen, ob ich in Thirlwall ein Paar finden kann."

Helene dachte, daß sie doch lieber nicht reiten wollte, jedem Anderen würde sie es auch gesagt haben. Sie blieb eine halbe Minute stehen, dann ging sie in ihr Zimmer, um sich anzukleiden.

„Alice, wirst Du fertig sein, wenn wir zurückkommen? In einer halben Stunde."

Helene hatte eine vortreffliche Stunde, und ihr Lehrer sorgte dafür, daß sie auch nicht leicht war. Sie kam zurück mit einem Gesichte, wie sie es den ganzen Winter nicht gehabt hatte.

Alice war noch nicht ganz fertig. Während er auf sie wartete, ging John an das Bücherbret und nahm den ersten Band von Rollin's alter Geschichte heraus, den er Helenen gab mit der Bemerkung, daß er morgen über die ersten zwanzig Seiten mit ihr sprechen werde. Die Folge war, daß die anderthalb Stunden, während er abwesend war, unter fleißigem Lesen verflossen, anstatt sie zu vergrübeln. In Thirlwall wurden ein Paar Handschuh gekauft, es wurde nach Jenny Hitchcock's Pony geschickt, und dann wurde alle Tage, wenn das Wetter es erlaubte, ein tüchtiger Spazierritt gemacht. Allmälig wurde Vorlesen, Zeichnen und was sie sonst noch getrieben hatte, der Geschichte hinzugefügt, bis Helenens Zeit wieder vollauf von ihren Arbeiten in Beschlag genommen war. Alice hatte dies schon vorher zu Wege zu brin-

gen gesucht, aber vergeblich. Um was Alice sie bat, das suchte allerdings Helene zu thun; was John ihr sagte, das that sie. Sie wurde ein ganz anderes Wesen, sie bekam wieder Appetit und Farbe; Hoffnung, mild und ernst wie sie war, glänzte wieder in ihren Augen. In ihrem Eifer, ihrem Lehrer zu gefallen und ihn zufrieden zu stellen, gab sie ihre ganze Seele der Ausführung dessen hin, was er von ihr wünschte. Der Erfolg entsprach ganz seinen Erwartungen.

Den zweiten Abend nachdem er gekommen war, rief John Helenen zu sich und sagte ihr, daß er ihr etwas vorlesen wolle. Die Lichter waren noch nicht hereingebracht, aber das Zimmer war von dem flackernden Feuer erhellt. Helene blickte auf sein Buch, als sie an das Sopha kam; es war ein ziemlich großer Band, in schwarzes Leder gebunden und ziemlich viel gebraucht; — es sah gar nicht sehr anziehend aus.

„Was ist es?“ fragte sie.

„Es heißt: Des Pilgrims Reise aus dieser Welt in eine bessere.“

Helene dachte, das klinge auch nicht sehr anziehend. — Sie hatte sich in ihrem Leben nicht mehr geirrt und sah dies ein, fast sobald er angefangen hatte zu lesen. Ihre Aufmerksamkeit wurde gefesselt, die gleichgiltige Stimmung, in der sie sich niedergesetzt hatte, ging in das vollste Entzücken über. Sie verschlang jedes Wort, das von den Lippen des Vorlesers kam,

der durch eine sehr schöne Stimme und einen besonders schönen Vortrag Alles in die vollste Wirkung setzte. So oft Helenen etwas nicht ganz klar war, hielt John inne, um es ihr klar zu machen, und mit seiner Hilfe und ohne sie trug sie manche Lehre davon. Am nächsten Tage sah sie sich lange Zeit nach dem Buche um. Sie konnte es nicht finden, sie mußte warten bis zum Abend. Und dann kam es zu ihrer großen Freude wieder zum Vorschein, und John fragte, ob sie noch etwas zu hören wünschte. Nachher brachten sie jeden Abend, so lange er zu Hause war, mit dem Pilgrim zu. Alice pflegte dann ihre Arbeit zu verlassen und ebenfalls ans Sopha zu kommen, und sie legte ihren Kopf an ihres Bruders Schulter und ihre Hand in die seine, und Helene lehnte ihr Gesicht an seinen anderen Arm, und so saßen sie, um zu lesen und zu hören. Worte können den Genuß nicht schildern, den diese Leseabende Helenen bereiteten. Sie machten sie manchmal lachen und manchmal weinen, und sie hatten die Heilung fortzusetzen, die Johns Klugheit und Liebe angefangen hatte.

Sie kamen an die Stelle, „wo der Christ unter dem Kreuze seine Last verliert," und als er dastand und weinte, kamen drei glänzende Gestalten auf ihn zu. Die erste sprach: „Deine Sünden sind Dir vergeben;" die zweite zog ihm seine Lumpen aus und bekleidete ihn mit einem neuen Gewande; die dritte drückte ihm das Siegel auf die Stirn.

John erklärte, was die Lumpen und das neue Gewand bedeuteten.

„Und das Siegel auf seiner Stirn?" sagte Helene.

„Das ist das Zeichen der Kinder Gottes — das Zeichen der Veränderung, die der heilige Geist in ihnen hervorgebracht, das Zeichen, das sie von Anderen und von sich selbst, wie sie vorher waren, unterscheidet."

„Haben es alle Christen?"

„Gewiß. Niemand kann ein Christ sein, ohne dieses Zeichen."

„Aber wie kann man sagen, daß man es hat oder nicht?" fragte Helene ernst.

„Vergleiche Dein Leben und Dein Herz mit der Bibel und siehe, wie sie übereinstimmen. Die Bibel giebt viele Zeichen und Merkmale, an denen sich der Christ erkennen kann; sowol was er ist, als was er sein sollte. Wenn Du Deine Empfindungen oder Deine Lebensweise mit diesen Bibelworten übereinstimmend findest, dann darfst Du hoffen, daß der heilige Geist Dich verändert und Dir sein Siegel aufgedrückt hat."

„Ich wünschte, Sie sagten mir einige von diesen Stellen," sagte Helene.

„Die Bibel ist voll von ihnen: „Denen, die da glauben, ist Christus köstlich." „Wenn Ihr mich liebet, haltet meine Gebote." „Wer sagt, daß er in ihm wohnet, soll auch wandeln, wie er wandelte." „O! wie liebe ich Dein Gesetz." — Die Bibel ist

voll von ihnen, Helene. Aber Du mußt um große Hilfe bitten, wenn Du Dich selbst an ihnen messen willst; das Herz ist trügerisch."

Helene sah den ganzen übrigen Theil des Abends sehr ernsthaft aus, und überlegte noch den anderen Tag die Sache hin und her.

„Ich denke, ich habe mich geändert," sagte sie bei sich selbst; „ich las früher nicht gern in der Bibel, und jetzt thue ich's sehr gern; ich betete in alten Zeiten nicht gern, und was würde ich jetzt ohne das Gebet anfangen? Ich liebte früher Jesus gar nicht, aber jetzt liebe ich ihn; ich halte zwar seine Gebote nicht, aber ich suche sie wenigstens zu halten. Ich muß mich ein Wenig geändert haben! O! ich wünschte Mama hätte es gewußt, ehe sie — "

Helene weinte vor Schmerz und dankbarer Freude und beugte sich über ihre kleine Bibel, um zu beten, daß sie sich noch mehr ändern möchte. Dann schlug sie das Deckblatt auf, um die Bibelstelle nachzusehen, die die geliebte Hand ihrer Mutter geschrieben hatte: „Ich liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, werden mich finden." „Das hat sich bestätigt," dachte sie. „Ich will Dir ein Gott sein und Deinem Samen nach Dir." „Das hat sich auch bestätigt," sagte sie fast erstaunt; „und Mama glaubte es." Und dann dachte sie an die Zeit zurück, in der dies geschrieben wurde. Sie erinnerte sich wie ihre Mutter, als sie dies gethan, den

Kopf auf die offene Seite senkte, — es war ihr, als sähe sie im Geiste die mageren Finger, die sie fest gefaltet hatte; sie hatte es damals nicht verstanden, sie verstand es jetzt. „Sie betete für mich,“ dachte Helene, „sie betete für mich, sie glaubte, daß es sich bestätigen würde. — Helene warf das Buch hin und fiel in einem wahren Weinkrampfe auf die Knie.

Aber selbst dies diente, als sie wieder ruhig geworden war, zur Bestärkung ihrer Vorsätze. Es schien ein Verbindungsband zwischen ihr und ihrer Mutter zu bilden, das vorher fehlte. Die Verheißung, welche die Eine geschrieben, und an die sie geglaubt hatte, und die an der Anderen verwirklicht war und sie mit Freude erfüllte, war etwas Beiden Theueres, wiewol die Eine inzwischen in den Himmel gegangen war, und die Andere noch auf der Erde weilte. Helene prägte sich die Worte in's Herz ein.

Ein anderes Mal, als sie an die letzte Scene der Pilgerfahrt des Christen kamen, vergoß Helene viele Thränen.

John fragte, ob er sie überschlagen solle, ob sie dieselbe zu sehr angreifen würde?

Sie sagte: „O! nein,“ und bat ihn fortzufahren. Und er fuhr fort, wiewol er selbst sehr angegriffen wurde und Alice beinahe eben so sehr außer sich kam, wie Helene. — Aber am nächsten Abend bat ihn Helene zu seinem großen Erstaunen, ehe er zum zweiten Theile käme, diesen Abschnitt noch einmal zu lesen.

Und als er ihr das Buch lieh, unter der einzigen Bedingung, daß sie nicht weiter lesen sollte, als er gekommen war, las sie mit immer neuem Vergnügen, bis sie denselben fast auswendig konnte. Kurz, nie wurde ein Kind von einem Buche mehr getröstet und befriedigt, wie Helene von „des Pilgrims Reise." Das war ein gesegneter Besuch Johns! Alice sagte, er wäre wie ein Sonnenstrahl in das Haus gekommen, sie fürchtete nur, was werden würde, wenn er fort wäre.

Sie schrieb indeß an ihn, als er einige Wochen fort war, daß sein Wille Alles beherrsche, möge er nah' oder fern sein. Helene arbeitete beständig an ihrer Besserung, wenigstens ging es nicht rückwärts. Sie setzten ihre Spazierritte, wie ihre Studien fleißig fort; — Helene war unermüdlich Alles zu thun, was er von ihr gewünscht hatte, und machte reißende Fortschritte, wie Alice sagte.

Siebentes Kapitel.

Diese Werkeltags-Welt.

Ich halte Haus, und wasche, ringe aus, braue, backe, scheuere, koche und mache die Betten — und thue Alles selbst.

Shakspeare.

Der Frühling war gekommen, und Alice und Helene sahen angenehmeren Spazierritten und Gängen entgegen, nachdem die Sonne ein wenig wärmer geworden und der Schnee geschmolzen sein würde.

Da erschien eines Morgens in der ersten Hälfte des März Mr. Vanbrunt im Pfarrhause. Miß Fortuna war nicht wohl und hatte ihn geschickt, um Helenen zu bitten, daß sie zurückkommen möchte. „Es thue ihm leid," sagte er, „denn er wisse, daß Helene hier am besten aufgehoben sei, aber ihre Tante brauche sie, und er dächte doch, daß sie würde kommen müssen." Er wußte nicht, was Miß Fortuna fehlte; es wäre ein Wenig von dem Einen und ein Wenig von

dem Anderen; er glaubte, sie hätte sich überarbeitet, und das sei ein wahres Wunder, denn er hätte gar nicht gedacht, daß dies möglich wäre. Sie hätte gedacht, sie wäre zäh wie ein Stück Schuhleder, aber auch das gehe endlich zu Grunde.

Helene erblaßte, indeß packte sie eilig ihre Sachen zusammen und mit Alice's Hilfe war sie in einer halben Stunde fertig. Die Trennung war schwer; sie hielten einander eine gute Weile fest umschlungen und küßten einander, ohne ein Wort zu sprechen.

„Lebe wohl, liebe Helene," flüsterte Alice endlich, „ich komme und besuche Dich bald. Erinnere Dich, was John sagte, als er fort ging."

Helene traute sich nicht zu sprechen. Sie riß sich von Alice los und wandte sich zu Mr. Vanbrunt, um ihm zu verstehen zu geben, daß sie bereit sei. Er nahm ihr Bündel und sie verließen mit einander das Pfarrhaus.

Helene bemühte sich wacker den ganzen Weg den Berg hinab, die Thränen zu unterdrücken, die sie zu ersticken drohten. Sie wußte, daß sie ihren Gefährten sehr stören würden, und es gelang ihr, wiewol mit großer Mühe, sie zurückzuhalten. Zum Glück für sie sprach er auf dem ganzen Wege kaum ein Wort. Sie hätte auf keine Frage zu antworten vermocht. Es war nicht Mr. Vanbrunts Schuld, daß er so stumm war, er strengte den ganzen Weg sein Gehirn an, um etwas zu finden, was er ihr sagen

könnte; und er konnte nichts Passendes finden. Seine einzige Bemerkung war, daß es ein schönes Frühjahr für den Ahorn werden würde, sie würden viel Zücker machen können.

Als sie an die Thür kamen, sagte er ihr, sie würde die Tante oben finden; er selbst ging nach der Scheune. Helene blieb eine Minute auf der Schwelle stehen, um an das letzte Mal zu denken, wo sie dieselbe überschritten hatte — und nun das erste Mal, wie anders war Alles! Und sie dachte, ob dies ihre Heimath für immer sein würde?! Es that Noth, daß sie sich an Johns Worte erinnerte. Als er ihr Lebewohl sagte, hatte er gesagt: „Mein kleiner Pilger, ich hoffe, Du wirst den geraden Weg gehen und das Lob des frommen Knechts ernten, der im Geringsten treu gewesen.“

„Ich will es versuchen,“ dachte die arme Helene, dann ging sie nach der Küche und nach ihrem Zimmer. Hier legte sie, ohne viel zu denken, ihre Sachen ab, warf einen verwunderten Blick in dem altbekannten Zimmer umher, sah ihren Koffer im Winkel stehen, warf sich eine Minute auf die Knie und ging dann nach dem Zimmer ihrer Tante.

„Herein!“ rief Miß Fortuna, als Helene geklopft hatte. „Nun, Helene, da bist Du ja; ich danke Gott, daß Du es bist, ich fürchtete, es würde Mimy Lawson oder Sarah Lowndes oder sonst Jemand von der Sorte sein! Ich weiß, sie werden

Alle gelaufen kommen, sobald sie hören, daß ich im Bett liege."

„Sind Sie sehr krank, Tante Fortuna?" sagte Helene.

„Nein, Kind, ich werde morgen wieder aufstehen können, aber es war mir heute Morgen so seltsam zu Muthe, daß ich dachte, ich wollte es einmal versuchen und liegen bleiben. Ich glaube, ich habe mich erkältet."

Daran war allerdings kein Zweifel, aber das war nicht Alles. Miß Fortuna hatte sich nicht nur erkältet und ihr Möglichstes dazu gethan, — sie hatte auch über ihre Kräfte gearbeitet und durch ihre Oeconomie, Wirthschaftlichkeit und Eigenheit hatte sie sich die harte Strafe zugezogen, viel längere Zeit, als sie zuerst gedacht hatte, müssig und hilflos daliegen zu müssen.

„Was kann ich für Sie thun, Tante Fortuna?" sagte Helene.

„O! nichts, so viel ich weiß," entgegnete Miß Fortuna, „nur lasse mich allein und frage mich nichts und halte mir die Leute vom Halse! O, der Kopf thut mir weh, als ob ich verrückt werden sollte. Helene, sieh her," sagte sie, indem sie sich auf dem Elbogen erhob, „ich will nicht, daß mir Jemand ins Haus kommt und wenn ich bis zum jüngsten Tage hier liege. Ich will nicht, daß Mimy Lawson oder sonst Jemand in allen Ecken und Winkeln umherstöbert, und jeden Käse umdreht, um zu sehen, was darunter ist. Sie sind Alle nicht zu gut dazu und sie sollen Alle keine

Gelegenheit dazu haben. Sie werden mir Dutzendweise das Haus einrennen und wirthschaften wollen, aber ich kümmere mich nicht darum, was aus der Wirthschaft wird; nur soll mir Niemand ins Haus kommen. Versprich mir, daß Du Mr. Vanbrunt Niemand bringen lassen willst, der Dir helfen soll. Ich weiß, ich kann mich darauf verlassen, daß Du thust, was ich Dir sage. Versprich es mir."

Helene versprach es, sehr erfreut über die letzten Worte ihrer Tante, und nochmals frug sie, ob sie etwas für sie thun könne.

„O, ich weiß nicht," erwiderte Miß Fortuna und warf sich auf das Kissen zurück. „Ich kümmere mich nicht darum, was Du thust, wenn Du mir nur die Leute vom Halse hältst. Unter dem Tische unten in einem Korbe liegt die Wäsche; Du kannst anfangen sie zu plätten, sie ist blos halb trocken. Aber komme nicht, und frage nach etwas, ich kann es nicht leiden. Helene, daß Du mir keine Seele in die Milchkammer gehen läßt. Und ich habe nichts dagegen, wenn Du mir ein Wenig Katzenmünzthee machst. Die Katzenmünze ist in der Vorrathskammer — die letzte Thür in der hinteren Dachstube — hier ist der Schlüssel; daß Du mir aber sonst nirgends umherstöberst!"

Helenen kamen die Aussichten sehr traurig vor, als sie in die Küche trat; sie war allerdings in Ordnung und rein, sie sah aber aus, als wenn die Herrin

verreist wäre — das Feuer war ausgegangen, das Zimmer kalt. Selbst so eine Kleinigkeit wie Katzenmünzthee schien nicht bei der Hand und schwer zu erlangen zu sein. Während sie nach den großen Scheiten im Kamine sah, die sie kaum rücken konnte, und dies für einen schrecklichen Zustand der Dinge hielt, kam Mr. Vanbrunt mit seinem gutmüthigen Gesicht zur Thür herein und fragte, ob er etwas für sie thun könne. Selbst das Zimmer schien behaglicher, als seine große Gestalt darin war; er machte sich daran, das Feuer anzuzünden, während Helene in die Vorrathskammer ging. Sie war wohl gefüllt! Unter Anderen hingen wenigstens ein Dutzend Bündel getrockneter Kräuter an einem Dachbalken. Helene dachte, sie kenne die Katzenmünze, aber nachdem sie zwei oder drei verschiedene Kräuter gerochen, wurde sie ganz zweifelhaft und nahm ein Blatt von verschiedenen Arten zu Mr. Vanbrunt mit hinunter, der ermitteln sollte, was das rechte sei. Als sie wieder hinunter kam, sah sie, daß er den Kessel angehängt und den Herd gefegt hatte; daher hielt es auch Helene für das Beste, selbst zu arbeiten, legte das Plätttuch auf den Tisch, legte die Wäsche und that die Plätteisen in das Feuer. Während der Zeit kochte der Kessel. Wie sie den Katzenmünzthee machen sollte, wußte sie nicht genau; doch dachte sie, müsse er nach denselben Regeln wie schwarzer Thee gekocht werden. Sie nahm also eine Fingerspitze voll Katzenmünzblätter in einen

Topf, goß etwas Wasser darauf und ließ sie ziehen. Inzwischen kam der gute Mr. Vanbrunt mit einem Arm voll kurzer Holzstücke herein, die Helene regieren konnte.

„Ich wünschte, ich könnte hier bleiben und Ihnen die ganze Zeit helfen," sagte er; „ich muß aber hinüber; wenn Sie etwas brauchen, kommen Sie nur an die Scheunthür."

Helene dankte.

„Sagen Sie nur nichts davon," sagte er, indem er die Hände ausstreckte, als wenn er ihren Dank ablehnen wollte. „Ich wollte das ganze Holz bringen, was Sie verbrennen könnten, da ich das Vergnügen habe, Sie wieder zu Hause zu sehen; wenn ich nur nicht gewußt hätte, daß Sie besser dort aufgehoben gewesen wären; aber ich konnte nicht anders. Wen soll ich Ihnen nun holen? Wen möchten Sie am liebsten haben?"

„Niemand, Mr. Vanbrunt, wenn Sie erlauben," entgegnete Helene; „Tante Fortuna wünscht es nicht, und ich möchte lieber auch nicht."

Er stand auf und sah sie erstaunt an.

„Nun, Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie denken oder daß sie denkt, Sie könnten hier ohne Hilfe fertig werden?"

„Ich will schon durchkommen," sagte Helene, „sorgen Sie sich nicht, Mr. Vanbrunt; es würde

Tante Fortuna sehr kränken, wenn jemand Fremdes im Hause wäre; bitte, sprechen Sie nicht davon."

„Sie kränken?" sagte er und murmelte etwas, was Helene nicht verstehen konnte, wie: „die Alte zur Vernunft bringen!" Indeß für den Augenblick ging er fort, und Helene füllte ihre Theekanne und trug sie hinauf. Ihre alte Großmutter war munter; vorher, als Helene im Zimmer war, hatte sie geschlafen; nun zeigte sie das größte Entzücken, sie wieder zu sehen, und herzte und küßte sie, und greinte und bestand endlich darauf, sogleich aufzustehen und mit hinunter zu gehen. Helene empfing und entgegnete ihre Liebkosungen mit großer Zärtlichkeit, und half ihr dann aufstehen und sie ankleiden.

„Ja, so ist's gut," sagte Miß Fortuna, „ich werde leichter einschlafen können. Aber ihr Sterne! Helene, wie nennst Du das?"

„Ist das nicht Katzenmünzthee?" sagte Helene beunruhigt.

„Katzenmünze! Es schmeckt nach nichts als nach dem Theekessel. Es ist so schwach wie Spülwasser! Nimm das Zeug wieder hinunter und thue mehr dazu. Wie viel hast Du hinein gethan? Du mußt gute zwei Hände voll nehmen, Stiele und Alles. Mache den Thee recht stark, ich kann solche Schlempe nicht trinken. Ich denke, wenn ich recht in Schweiß kommen könnte, würde es mir besser werden."

Helene ging hinunter, setzte ihre Großmutter in

ihre alte Ecke und machte stärkeren Thee. Dann, als ihre Stähle glühten, fing sie an zu plätten. Sie hatte aber doppelten Dienst, denn Mrs. Montgomery war bei Sprechlaune und Helene mußte viel hören und antworten. Da erschien der erste Besuch in der Gestalt Nancy's.

„Nun, Helene," sagte sie, „Miß Fortuna ist also wirklich ein Mal krank und Du hältst Haus? Kommst Du Dir nicht ganz groß vor?"

„Ich kann es eben nicht sagen," sagte Helene. „Ich weiß nicht, was mit dieser Wäsche ist, ich kann sie nicht glatt bekommen."

„Die Eisen glühen nicht," sagte Nancy.

„Ja, sie glühen — eher zu viel! Ich habe bereits ein Handtuch versengt."

„Ei du meine Güte, Helene, ich glaube wirklich. Wenn Miß Fortuna unten wäre, würdest Du es kriegen. Ei, sie ist zu trocken," sagte Nancy, indem sie ihre Hand in den Korb steckte, „Du hast sie nicht eingesprengt? Nicht wahr?"

„Allerdings, nein," sagte Helene mit einem Gesichte, als wenn sie aus dem Schlafe aufwachte. „Ich hatte es vergessen."

„Na, mach' daß Du fort kömmst, ich will es für Dich thun," sagte Nancy, indem sie sich die Aermel aufstreifte und Helenen vom Tische fort schob; „hole mir nur eine Schüssel Wasser und wir wollen

in kürzester Zeit fertig sein. Wer kommt denn, um Dir zu helfen?"

„Niemand."

„Niemand? Du armes Puttchen, denkst Du, Du wirst alle Arbeit im Hause allein verrichten können?"

„Nein," sagte Helene, „aber ich kann ein hübsches Stück vor mich bringen, und das Uebrige muß bleiben."

„Das wirst Du nicht thun, ich werde da bleiben."

„Nein, das kannst Du nicht, Nancy," sagte Helene ruhig.

„Wenn ich Lust habe, werde ich bleiben; ich möchte wissen, wie Du das ändern wolltest; Miß Fortuna liegt im Bett."

„Ich könnte das allerdings," sagte Helene, „aber ich weiß, Du wirst es nicht thun, wenn ich Dich darum bitte."

„Ich thue Alles, was Du willst," entgegnete Nancy; „wenn Du es doch Miß Fortuna sagtest, daß sie mich da ließe. Thue es doch, Helene! Es wäre herrlich! Und ich wollte Dir so schön helfen, und ich wollte Dich auch nicht ärgern; geh' und bitte sie, und wenn Du es nicht willst, so will ich es thun."

„Ich kann nicht, Nancy; sie will Niemand haben und es ärgert sie, wenn Jemand mit ihr spricht; ich kann nicht gehen und sie bitten."

Nancy warf ungeduldig das Stück Wäsche hin,

welches sie eben einsprengte, und lief die Treppe hinauf. In ein paar Minuten kam sie mit einem triumphirenden Gesicht wieder herunter und sagte Helenen, sie solle zu ihrer Tante kommen.

„Helene," sagte Miß Fortuna, „wenn ich Nancy da lasse, wirst Du die Schlüssel hüten und sie nicht in die Speisekammer lassen?"

„Ich will thun, was ich kann, Madame."

„Sie wäre mir eben so recht wie jede Andere," sagte Miß Fortuna, „wenn sie sich gut betrüge. Sie war im Winter eine kurze Zeit bei mir; sie ist flink und kennt die Wege. Wenn ich wüßte, daß sie sich gut benähme — aber ich fürchte, sie wird im Hause umherrumoren wie eine wilde Katze."

„Ich denke, das könnte ich verhindern," entgegnete Helene, die, die Wahrheit zu sagen, gern Jemand gehabt hätte, der die große Last mit ihr theilte. „Sie weiß, ich könnte es Mr. Vanbrunt sagen, wenn sie nicht recht thäte, und davor würde sie sich fürchten."

„Nun," sagte Miß Fortuna untröstlich, „so mag sie in Gottes Namen bleiben; aber sage ihr, wenn sie nicht thut, was Du ihr sagst, daß ich sie von Mr. Vanbrunt bei den Ohren hinausführen lasse. O, so hier liegen zu müssen! — Und lasse sie mir nicht zu nahe kommen, denn sie macht mich toll! Und Helene, stecke die Schlüssel immer in die Tasche

und nimm sie nicht heraus. Hast Du eine Tasche in diesem Kleide?"

„Ja, Madame."

„Stecke sie hinein und nimm sie nicht heraus; nun geh."

Nancy ging mit großer Freude auf die Bedingungen ein, und die kleine Wirthschafterin fühlte sich sehr erleichtert; denn wiewol Nancy selbst eine Art Last war, so war sie doch kräftig und arbeitsam und dienstfertig, und wenn sie Jemand liebte, so liebte sie Helenen. Mr. Vanbrunt fragte Helenen heimlich, ob sie Nancy da lassen wollte, und sagte ihr, wenn sie ihr Beschwerden machte, so möge sie es nur ihm sagen, er werde kurzen Proceß mit ihr machen. Auch Nancy selbst gab er einen ziemlich verständlichen Wink.

„Ich will Dir etwas sagen," sagte Nancy, als dies Geschäft abgemacht war, „wir wollen die Leute von Mrs. Vanbrunt beköstigen lassen, wir haben auch ohne sie genug zu thun. Miß Fortuna hat es selbst so bestimmt, sie wollte Sam und Johnny in Kost geben. Sie sind es, wie Du weißt, vor diesem Winter gar nicht anders gewohnt gewesen."

„Die Leute können gehen," sagte Helene, „aber Mr. Vanbrunt möchte ich lieber hier haben, wenn wir nur etwas für ihn kochen könnten; wir müssen doch auf alle Fälle für uns selbst und für Großmama etwas zurecht machen."

„Nun, ich liebe ihn gerade nicht so sehr," sagte

Nancy, „aber ich muß thun, was Du wünschest; wir wollen ihn schon satt machen.“

Mr. Vanbrunt kam herein, um zu fragen, ob es etwas zum Abendbrod im Hause gebe. Helene antwortete: die Hülle und Fülle, er solle nur wie gewöhnlich hereinkommen. Es war weiter nichts zu thun, als Thee zu kochen. Kalter Braten, Butter und Brod und Käse waren in der Speisekammer. Und so verging der Abend sehr ruhig.

Als Helene am folgenden Morgen herunterkam, brannte das Feuer schon lustig und der Kessel hing darüber und sang. Es war aber nicht Nancy's Werk. Mr. Vanbrunt hatte in der Küche geschlafen — ob auf dem Tische, der Flur oder den Stühlen, das wußte er am besten selbst; und ehe er an seine Arbeit gegangen war, hatte er Alles, was er nur ersinnen konnte, zurecht gemacht, daß sie es nur zu nehmen brauchte. Er hatte kleines Holz gehackt, Wasser vom Brunnen geholt und Mancherlei in der unteren Küche bei Seite geschafft. Helene stand am Kamine und wärmte sich, da fiel ihr plötzlich ein, daß es Melkzeit sei. In der nächsten Minute hatte sie die Thür geöffnet und lief über den Holzhof nach dem Stalle. Da standen alle ihre alten Freunde, die vierbeinigen wie die zweibeinigen, an ihrer alten Stelle; und mit großem Vergnügen sah sie, daß Dore ein schönes Kalb, und daß Schecke ebenfalls ein prächtiges Kalb hatte, das gescheckt war wie sie selber. Helene wollte gern

ihre kleinen, harmlosen Köpfe anrühren, aber das war unmöglich; und indem sie sich der Arbeit erinnerte, die sie zu thun hatte, tanzte auch sie hinweg.

„Nun," sagte Nancy, als Helene ihr von den neuen Bewohnern des Stalles erzählt hatte, „da wird es viel Arbeit geben. Setze nur Deine Milchschüsseln zurecht, Helene, in ein Paar Wochen werden wir buttern."

„Bis dahin wird wol Tante Fortuna wohl sein," entgegnete Helene.

„Das wird sie nicht, darauf kannst Du Dich nur gefaßt machen. Dr. Gibson besuchte sie gestern Vormittag und sprach auf dem Rückwege bei Miß Lowndes vor, und er sagte es sei eine Frage, ob sie in einem Monate oder länger wieder aufstehen könnte. Du siehst also, wie die Sache steht."

In einem Monate oder länger — so kam es. Miß Fortuna war nicht gefährlich krank, aber einen Theil der Zeit lag sie an einem schleichenden Nervenfieber; einen anderen Theil fehlte ihr etwas Anderes; und so lag sie von Woche zu Woche. Sie trug ihre Gefangenschaft so ungeduldig wie möglich und machte es Helenen so unangenehm und lästig, als möglich, sie zu pflegen. Das waren Wochen der Prüfung. Helenens Geduld, Charakter und Temperament wurden auf die Probe gestellt. Sie liebte erstens die häuslichen Arbeiten nicht, und nun war ihre ganze Zeit davon in Anspruch genommen. An wissenschaft=

liche Beschäftigung konnte gar nicht gedacht werden. Lesen war nur bruchstückweise möglich; mit Reiten und Spazierengehen war es aus! Oft, wenn sie schon recht müde war, mußte sie für ihre Tante treppauf und treppab rennen, oder bei ihr stehen, und ihr Gesicht und Hände mit Weinessig baden, oder ihr die Zeitung vorlesen, indem Miß Fortuna erklärte, sie sei so nervenschwach, daß sie aus der Haut fahren würde, wenn sie nicht noch etwas Anderes als den Wind sausen hörte. Und sehr oft, wenn sie oben nicht nöthig war, bat sie ihre alte Großmutter, ihr etwas vorzulesen; vielleicht gerade in einem Augenblicke, wo Helene am meisten zu thun hatte. Helene that ihr Möglichstes. Miß Fortuna durfte sie nie warten lassen. Die alte Großmutter ließ sich bisweilen mit einem Kuße und Versprechen abspeisen, aber nicht immer. Und anstatt sie böse zu machen, ließ Helene lieber Alles stehen und liegen, und gab eine halbe Stunde daran, um sie zu beruhigen und zufrieden zu stellen. Zu anderen Zeiten that sie dies gern, jetzt war es ihr bisweilen lästig. Nancy konnte ihr in allen diesen Angelegenheiten nicht helfen, denn sie durfte weder Miß Fortuna noch der alten Großmutter zu nahe kommen. Ueberdies war Helene beständig in großen Sorgen. Die Wohlfahrt des ganzen Hauses war ihr anvertraut, und bei der Anstrengung, diesem Vertrauen zu entsprechen, verbunden mit der unaufhörlichen körperlichen Anstrengung, wurde sie mager und blaß.

Nancy's Geschwätz langweilte sie; sie sehnte sich wieder zu lesen und zu studiren; sie sehnte sich wieder nach Alice's und Johns Gesellschaft; und es war kein Wunder, wenn sie bisweilen sehr trübe, sehnsüchtige Blicke noch weiter zurück warf. Dann und wann kam ein Mal ein alter Weinkrampf; aber Helene dachte an Johns Worte, und oft mitten in der Arbeit hielt sie vor Sorge und Müdigkeit und in dem Bewußtsein, wie schwer es sei, „Recht zu thun," inne, faltete die Hände und sagte zu sich selbst: „Ich will ein guter Pilgrim zu sein suchen." Ihre Gebetstunde am Morgen war ihr jetzt recht köstlich, und ihre Bibel wurde ihr immer lieber. Die kleine Helene fand in ihren Worten große Erquickung, und oft, wenn sie darin las, erinnerte sie sich daran, was bei dieser oder jener Stelle Alice und John und Mr. Marshman und noch früher ihre Mutter gesagt hatte. Die Stellen vom Himmel, deren sie sich von einem besonderen Morgen her noch sehr wohl erinnerte, wurden ihre liebsten; sie verknüpften sich in Helenens Gedanken mit ihrer Mutter und sie las dieselben so oft, bis sie sie fast auswendig konnte.

„Weshalb lies't Du das die ganze Zeit?" sagte Nancy eines Tages.

„Weil ich die Bibel liebe," entgegnete Helene.

„Nun, da bist Du auch die Erste, die ich in meinem Leben gesehen habe."

„O, Nancy!“ entgegnete Helene, „Deine Großmutter!“

„Ja, die lies't auch darin, glaube ich; sie liegt wenigstens immer darüber. Alle anderen vernünftigen Menschen sind froh, wenn sie sie weglegen können, das weiß ich. Sie denken, sie müssen ein Wenig lesen; und so thun sie es. Aber es ist ihnen ganz recht, wenn sie durch irgend Etwas davon abgerufen werden. Mir brauchst Du das nicht zu sagen, ich habe es gesehen.“

„Ich wünschte, Du liebtest die Bibel,“ sagte Helene.

„Nun, weshalb liebst Du sie? Laß hören, vielleicht bekehrst Du mich.“

„Ich liebe sie aus sehr vielen Gründen,“ sagte Helene, der es sehr schwer wurde von Etwas zu sprechen, was, wie sie fühlte, Nancy nicht verstehen konnte.

„Nun, darum bin ich noch nicht klüger.“

„Ich lese die Bibel gern, weil ich in den Himmel kommen will, und sie lehrt mich: wie.“

„Aber zu welchem Zwecke?“ sagte Nancy, „Du willst doch noch nicht sterben? Du bist noch so jung, Du hast noch Zeit genug.“

„O, Nancy, der kleine Dolan und Eleanor Parsons und Mary Huff, die waren alle jünger als Du und ich! Wie kannst Du so sprechen?“

„Nun,“ erwiderte Nancy, „auf alle Fälle heißt

das nicht Lesen, weil Du gern liesest, sondern weil Du mußt, wie es bei anderen Leuten ist."

„Das ist blos einer meiner Gründe," sagte Helene zaudernd und mit ernster Miene. „Ich lese gern vom Heiland, und was er für mich gethan hat, und was für ein Freund er mir sein will, und wie er mir vergiebt. Ich ziehe die Bibel allen anderen Büchern in der Welt vor."

„Das will nicht viel sagen," entgegnete Nancy. „Aber wie kannst Du wissen, daß Dir vergeben ist?"

„Weil die Bibel sagt: „Wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden!" und ich glaube an ihn —: und „Er will Niemand zurückweisen, der zu ihm kommt!" und ich bin zu ihm gekommen —: und „Er liebet, die ihn lieben!" und ich liebe ihn. — Wenn das nicht Alles so klar und deutlich gesprochen wäre, würde mir bange sein, aber es macht mich glücklich, solche Verse zu lesen. Ich wünschte, Nancy, Du wüßtest, wie glücklich mich das macht!"

Dieses Glaubensbekenntniß sprach sie nicht ohne Thränen. — Nancy antwortete nicht.

Wie Miß Fortuna vorausgesagt, so kamen viele Leute mit Dienstanerbietungen in ihr Haus. Da Nancy schon da war, wurde es Helenen leicht, sie zurückzuweisen. Man wunderte sich sehr, daß Miß Fortuna ihr Haus „zwei Kindern" anvertraute; und man sprach sich oft aus, daß sie es bereuen würde, wenn sie wieder aufgestanden wäre. Aber man hatte

Unrecht. Alles ging seinen steten Gang und sehr ordentlich; und Nancy hielt Ruhe, wie sie es in wenigen Häusern gethan haben würde; so keck und anmaßend sie oft gegen Andere war — Helenen betrachtete sie mit einer Mischung von Ehrfurcht und Mütterlichkeit, die sie veranlaßte, zu gleicher Zeit Alles zu meiden, was sie betrüben konnte, und sie von aller schweren Arbeit zurückzuhalten, und selber zuzugreifen. Nancy konnte das recht gut thun, denn sie war wenigstens zwei Mal so kräftig als Helene; aber sie würde es für Niemand sonst gethan haben.

Auch Besuche der Freundschaft kamen: Alice und Mrs. Vanbrunt und Margery kamen, die Eine oder die Andere alle Tage. Margery kam um den Brodteig einzumengen. Alice brachte ein Stück Butter oder einen Korb Kuchen, und Mrs. Vanbrunt schickte ganze Mahlzeiten. Mr. Vanbrunt war immer des Nachts da, und hielt sich des Tages so viel als möglich in der Nähe des Hauses auf. Wenn er fort mußte, stellte er Sam Larkens an, das Haus zu bewachen, Holz und Wasser zu tragen und Alles zu thun, was von ihm verlangt würde. Indeß alle Hilfe, die Sie von auswärts erhielt, machte Helenens Leben nicht zu einem leichten. Mr. Vanbrunt wünschte immer öfter, daß Miß Fortuna recht bald wieder aufstehen möchte. — Die Geschichte eines Tages mag als die Geschichte dieser ganzen Wochen dienen.

Es war Anfang April. Helene kam früh her-

unter, aber sie mochte kommen, wann sie wollte, sie fand Feuer angemacht und den Kessel darüber gehängt. Helenen war es ein Wenig, als wenn sie die Erinnerung an die gestrige Müdigkeit noch nicht ganz verschlafen habe. Indeß das that nichts, sie machte sich an die Arbeit. Sie fegte die Küche, setzte ihr Milchsieb und die Schüsseln zurecht auf die Breter in der Milchkammer und deckte den Tisch. Als sie damit halb fertig war, kam Sam Larkens mit zwei großen Milcheimern und Johnny Low folgte mit zwei anderen. Sie waren viel zu schwer, als daß Helene sie hätte heben können; aber treu ihrem Versprechen, ließ sie Niemand in die Milchkammer kommen, brachte die Schüsseln an die Thür, wo Sam sie ihr füllte, und setzte dieselben dann an ihre Stelle auf die Breter. Dies kostete einige Zeit, denn es waren acht Stück. Sie hatte kaum die vergossene Milch weggewischt und den Tisch vollends zurecht gemacht, so kam Mr. Vanbrunt herein.

„Guten Morgen," sagte er, „wie geht es heute?"

„Recht wohl, Mr. Vanbrunt."

„Ich wünschte, Sie hätten ein Bischen mehr Farbe im Gesicht, seien Sie nicht so fleißig. Wo ist Nancy?"

„O! sie ist draußen bei der Wäsche."

„Geht es oben noch immer nicht besser? Was machen Sie heute zum Frühstück, Helene?"

„Ich weiß es nicht, Mr. Vanbrunt, es ist nichts

Gekochtes und Gebratenes im Hause, wir haben Alles aufgegessen."

„Rein aufgeräumt, he! Brod und Alles?"

„O nein, das Brod noch nicht, davon ist noch viel da, aber weiter nichts."

„Nun, thut nichts! Bringen Sie mir einen Schinken und ein Dutzend Eier, und ich will Ihnen ein Frühstück erster Klasse machen."

Helene lachte, denn es war nicht das erste Mal, daß Mr. Vanbrunt für die Familie gekocht hatte. Während sie holte, was er verlangt hatte, und einen Raum auf dem Tische leer machte, damit er seine Vorbereitungen beginnen konnte, ging er an den Brunnen und wusch sich die Hände.

„Nun ein scharfes Messer, Helene, und die Röstpfanne und eine Schüssel, das ist Alles, was ich brauche."

Helene brachte das Gewünschte, und während er mit dem Schinken beschäftigt war, machte sie den Kaffee, setzte denselben an das Feuer, um ihn warm zu halten, holte die Sahne und die Butter, legte das Brod auf den Tisch und setzte sich dann nieder, um auszuruhen und sich über Mr. Vanbrunts Kocherei zu amüsiren. Er war kein schlechter Koch, seine Schinken-Schnitte waren ganz kunstgerecht, und wurden in untadelhafter Weise geröstet. Helene sah zu und lachte über ihn, bis der Schinken herausgenommen und die Eier hineingeschlagen wurden. Dann

ging sie hinauf, um ihre Großmutter anzuziehen, was immer das Letzte vor dem Frühstücke war.

„Wer röstet unten Schinken und Eier?“ fragte Miß Fortuna.

„Mr. Vanbrunt,“ antwortete Helene.

Diese Antwort kam unerwartet. Miß Fortuna schüttelte unzufrieden den Kopf und trug Helenen auf ihm zu sagen, daß er sich in Acht nehmen solle.

„Vor was?“ dachte Helene, und beschloß kluger Weise die Botschaft nicht auszurichten. Sie würde gewiß gelacht haben, wenn sie es gethan hätte, und im Kopfe ging ihr dunkel das Gebot herum: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“

Das Frühstück war fertig, aber es war Niemand da, als sie hinunter kam. Sie führte ihre Großmutter an den Tisch und rief Nancy, welche während dieser ganzen Zeit die Wäsche aus dem Spülwasser genommen und auf die Leine zum Trocknen aufgehängt hatte. Die besagte Wäsche war am Tage vorher von Sarah Lowndes gewaschen worden, die zu diesem Zwecke herüber gekommen war. Helene schenkte Kaffee ein und Mr. Vanbrunt kam mit einem Kopfe Frühsalat herein, den er im Garten geholt und am Röhrtroge abgewaschen hatte. Helene mußte wieder springen, um Pfeffer, Salz und Essig zu holen. Aber für Mr. Vanbrunt sprang sie immer gern. Während dieser Wochen waren die Mahlzeiten angenehmer, als sie die ganze Zeit gewesen waren, die Helene in

Thirlwall zugebracht hatte, oder sie dachte es wenigstens. Das scharfe Auge, das am oberen Ende des Tisches zu sitzen pflegte, wurde mit Vergnügen vermißt. Sie blieben Alle von selbst länger bei Tische, es wurde mehr geschwatzt und gelacht, Niemand fürchtete auf den Mund geschlagen zu werden. Mr. Vanbrunt lobte Helenens Kaffee, den sie von ihm kochen gelernt hatte; und sie pries seinen Schinken mit Eiern. Die alte Mrs. Montgomery fand Alles vortrefflich, und schien sich besonders behaglich zu fühlen; sie schwatzte, so viel sie Lust hatte, und wurde achtungsvoll behandelt. Nancy war außerordentlich aufgeräumt, und das Klappern der Messer und der Gabeln und Tassen erklang sehr heiter; aber zuletzt wurden die Stühle vom Tische gerückt und die Arbeit begann von Neuem.

Nancy ging zurück zu ihren Fässern. Helene gab ihrer Großmutter das Strickzeug und füllte ihre Schnupftabacksdose; räumte den Tisch ab, und stellte das Geschirr zum Aufwaschen zurecht. Dann ging sie in die Milchkammer, um den Rahm abzunehmen; diese Arbeit liebte sie nicht besonders. Es war schwer, die Milchschüsseln auf das Bret vor den Fenster zu heben, wo die Milch abgenommen wurde. Aber wenn Helene ihren Löffel um den rahmigen Rand spielen ließ, dann freute sie sich, wie sich der Rahm in dicken, gelben, lederartigen Falten runzelte, und zeigte, wie fett er war — er sah schon halb aus wie Butter. Sie

wußte nun recht gut den Rahm abzunehmen; er wurde dann in ein Gefäß zum Buttern zurecht gesetzt, und die Milch wurde, nachdem die einzelnen Schüsseln abgenommen waren, in den hölzernen Trog, links vom Fenster, gegossen, durch welchen sie in ein großes Faß in der unteren Küche abfloß.

Nachdem dies geschehen, ging Helene hinauf zu ihrer Tante; Doctor Gibson kam immer zeitig. und sie und ihr Zimmer mußten erst in die peinlichste Ordnung gebracht werden. Es war eine mühselige Arbeit! Helene brachte ihr das Waschbecken, um ihr Gesicht und Hände zu waschen, dann kämmte sie ihr das Haar und setzte ihr eine reine Haube auf. Das war immer das Erste; dann mußte das Bett gemacht werden, und zu diesem Zwecke raffte sich Miß Fortuna, mochte sie sich stark oder schwach fühlen, auf, und stolperte über die Diele. Wenn sie wieder behaglich untergebracht war, mußte Helene das Zimmer und Alles was darin war, abstäuben und einen Borstbesen nehmen, wenn ein Stäubchen oder eine Krume auf dem Fußboden zu sehen war. Jeder Stuhl mußte abgewischt werden, mochte er auch noch so rein sein. Jeder Gegenstand mußte gerückt und bei Seite gestellt werden. Miß Fortuna legte den größten Werth auf die kleine Abtheilung des Haushalts, die ihr noch geblieben war. Und sie würde außer sich gewesen sein, wenn sie durch eine Spalte der Thür den Staub fliegen gesehen hätte. Wenn Alles nach ihrem Sinne

war — und nicht eher — pflegte sie zu frühstücken, blos Hafergrütze und Zwieback, oder Röstbrod und Thee, oder etwas Derartiges; aber Helene mußte es bereiten und heraufbringen, und mußte warten, bis sie es verzehrt hatte. Und sehr eigen mußte es bereitet sein, und tadellos mußte es aufgetragen werden, sonst schickte es Miß Fortuna voll Ungeduld und Ekel wieder hinunter. Im Ganzen war Helene immer glücklich, wenn dieser Theil des Tages gut vorübergegangen war. Als sie an diesem Morgen hinunter kam, fand sie die Küche in schönster Ordnung, und Nancy stand am Feuer und schien eine Art Pause zu machen, nachdem sie das Frühstücksgeschirr gerade aufgewaschen hatte.

„Nun,“ sagte Nancy, „was sollen wir nun thun?“

„Setze das Geschirr weg und dann buttere,“ erwiderte Helene.

„Ei du meine Güte! so bist Du nun. Was wollen wir denn zu Mittag essen, Helene?“

„Das ist mehr, als ich weiß,“ erwiderte Helene lachend. „Wir haben Mrs. Vanbrunts Pfanne aufgegessen, nun ist nichts mehr da, als ein Paar kalte Kartoffeln.“

„Damit kommen wir nicht aus,“ sagte Nancy; „ich will Dir etwas sagen, Helene, wir wollen heute einen Topfbraten machen; morgen wird uns jedenfalls Jemand etwas schicken.“

„Ich weiß nicht, was Du unter Topfbraten verstehst,“ sagte Helene.

„O! Du weißt Alles noch nicht, oder wenigstens nur halb; ich weiß es, ich will ihn schon zurecht machen; gieb Du mir nur, was dazu gehört, Jungfer Haushälterin, das ist Alles, was Du zu thun hast; ich brauche ein Stück Schweinefleisch und Rindfleisch und alles Wurzelwerk, was Du hast.“

„Alles?“ sagte Helene.

„Mit Stumpf und Stiel. Erschrick nicht, Helene, Du sollst sehen, was ich kochen kann. Wenn es Dir nicht schmeckt, brauchst Du es nicht zu essen. Was hast Du im Keller?“

„Komm und sieh, was Du brauchst, Nancy. Es sind Kartoffeln und Mohrrüben und Zwiebeln und rothe Rüben da — die gelben Rüben sind ausgegangen.“

„Ist Schnittlauch im Garten?“

„Ja, aber Du wirst Dich mit Schweinefleisch begnügen müssen, Nancy, von Rindfleisch weiß ich nichts.“

Während Nancy im Keller umherging und das verschiedene Wurzelwerk in ihre Schürze las, was sie brauchte, deckte Helene das Pökelfaß auf; und nachdem sie eine Minute in die dunkle Brühe hineingesehen, mit der sie sich nie gern befaßte, streifte sie tapfer den Aermel und fischte ein Stück Schweinefleisch heraus.

„Nun, Nancy, hilf mir einmal dieses Butterfaß aus dem Keller tragen, willst Du? Und dann kannst Du gehen.“

„Ei du meine Güte!“ sagte Nancy, „ist das schwer! Du wirst eine schöne Zeit dazu brauchen, aber ich kann Dir nicht helfen.“

Sie ging in den Garten nach Schnittlauch, und Helene that die Stampfe in das Butterfaß, machte den Deckel darauf und fing an zu buttern. Es war eine schwere Arbeit. Das Faß war ziemlich voll, wie Nancy gesagt hatte. Der Rahm war fett und kalt, und wurde nach einer halben Stunde sehr steif; er spritzte Helenen in's Gesicht und auf die Hände, auf Jacke, Schürze und Flur. — Arme und Beine waren müde, aber immer noch mußte die unbarmherzige Stampfe auf und nieder gehen, mit so viel Kraft, als sie nur dazu aufwenden konnte. Sie durfte damit nicht inne halten. — Bei diesem Stande der Dinge hörte sie ein Paar dicke Schuh die Treppe herunter kommen, und erblickte Mr. Vanbrunt.

„Da sind Sie ja,“ sagte er. „Sie buttern! Sind Sie schon lange dabei?“

„Eine gute Weile,“ sagte Helene seufzend.

„Wird sie?“

„Ich weiß es noch nicht.“

Mrs. Vanbrunt ging an die Thür und rief nach Sam Larkens. Er wurde beordert, fertig zu buttern, und Helene, die der Ruhe sehr froh war, ging hin-

aus, um die Hühner zu füttern, und dann hinauf, um zu sehen, was Nancy machte.

„Ist die Butter geworden?“ fragte Nancy.

„Nein, Sam hat sie vorgenommen. Wie geht es Dir von Statten? Ich bin sehr müde.“

„Bei mir geht es vortrefflich, ich habe Alles schon hineingethan.“

„In was?“

„Nun, in den Topf, in einen Topf mit kochendem Wasser, und da wird es nun gedämpft so rasch als möglich. Wir werden sogleich essen. Hurrah! Wer kommt da?“

Sie sprang an die Thür. Es war Thomas, der ein Compliment von Margery und eine Pastete für Miß Helene brachte.

„Ich erkläre,“ sagte Nancy, „es ist doch ein gutes Ding, wenn man Freunde hat. Ich will mir auch welche zu machen suchen. Halloh! Was giebt's? Mr. Vanbrunt ruft Dich, Helene.“

Helene lief hinunter.

„Die Butter ist gut,“ sagte er. „Wissen Sie nun, was Sie damit zu machen haben?“

„O ja,“ entgegnete Helene lächelnd, „Margery hat es mir gezeigt.“

Er brachte ihr einen Eimer Wasser vom Brunnen und stand mit vergnügtem Gesicht dabei, während sie sorgfältig den Deckel abhob und die kleinen Butter-

stückchen, welche daran und an der Stampfe klebten, hinunter spülte, die Butter mit dem Kochlöffel in eine große hölzerne Schüssel that, dieselbe auswusch und endlich salzte.

„Nehmen Sie sich nicht so viel Mühe,“ sagte er, „je weniger die Hand damit zu thun hat, desto besser. Das thut es vollkommen.“

„Bist Du nun fertig?“ sagte Nancy, die Treppe herunter kommend, „mein Essen ist es. Ei du meine Güte, ist das ein schöner Klumpen Butter, das müssen vier Pfund sein.“

„Fünf,“ sagte Mr. Vanbrunt.

„Und so süß, wie sie sein kann,“ fügte Helene hinzu. „Ist sie nicht schön? Ich bin sogleich fertig, wenn ich die Butter in den Keller gesetzt und zugedeckt habe.“

Nancy's Gericht, das Schweinefleisch, die Kartoffeln, die Mohrrüben, die rothen Rüben und das Kraut, Alles in demselben Topfe gedämpft, fanden Alle sehr nach ihrem Geschmack — mit Ausnahme Helenens. Diese aß Kartoffeln und Brod, und sie erklärte lachend, daß die ersteren ganz nach Schweinefleisch und Kraut schmeckten. Ihr Mahl würde ein sehr leichtes gewesen sein, wenn nicht die Pastete dazu gekommen wäre.

Nach Tische fingen die Arbeiten von Neuem an. Nancy hatte vergessen, einen Kessel mit Wasser zum Aufwaschen über das Feuer zu hängen. Nachdem da-

her Helene die Eßwaaren in die Speisekammer gesetzt hatte, wärmte sie, während das Wasser kochte, etwas Hafergrütze und trug dieselbe mit einem Teller Zwieback hinauf zu ihrer Tante. Aber Miß Fortuna sagte, sie sei der Hafergrütze überdrüssig und könne sie nicht mehr hinunter bringen; sie wolle etwas Milchsuppe essen, und sie gab Helenen eine sehr genaue Anweisung, wie sie dieselbe machen solle. — Helene seufzte nur ein Mal, als sie mit ihrer verschmähten Hafergrütze hinunter ging, und machte sich daran, den Wunsch ihrer Tante nach besten Kräften zu erfüllen. Die erste Milchsuppe brannte an — ein zweiter Seufzer — und ein zweiter Versuch. Diesmal nahm sie sich besser in Acht und hatte besseren Erfolg, und Helene hatte die Genugthuung, ihre Tante mit ihrem Mittagsmahl ganz zufrieden gestellt zu sehen.

Als sie mit dem leeren Teller hinunter kam, hatte Nancy schon einen Haufen Geschirr aufgewaschen, und Helene nahm das Handtuch, um dasselbe abzutrocknen. Mrs. Montgomery, die den ganzen Tag ungewöhnlich ruhig gewesen war, legte jetzt ihr Strickzeug nieder und fragte Helenen, ob sie nicht zu ihr kommen und ihr etwas vorlesen wolle.

„Sogleich, Großmama, sobald ich hier fertig bin.“

„Ich weiß Jemand, der müde ist,“ sagte Nancy. „Ich will Dir etwas sagen, Helene: Du hättest besser gethan, Du hättest Schweinefleisch gegessen, von Kartoffeln kann man nicht arbeiten. Ich bin nicht

ein Bischen müde. Dort kommt wieder Jemand an die Thür; lauf' und mache sie auf, willst Du? Meine Hände sind so naß. Ich möchte wissen, warum die Leute nicht herein kommen können, ohne Einem solche Unruhe zu machen."

Es war wieder Thomas mit einem Packet für Helenen, das soeben gekommen war, wie er sagte, und Miß Alice hätte gedacht, sie würde es gern sogleich haben wollen. — Helene dankte ihr und ihm mit einem Gesicht, aus dem alle Zeichen der Müdigkeit geschwunden waren. Das Packet war versiegelt und von einer Hand überschrieben, die sie ganz wohl kannte. Die Finger brannten ihr vor Ungeduld, die Siegel zu lösen; aber sie wollte es hier nicht öffnen, und eben so wenig ihre Arbeit im Stiche lassen. Sie fuhr mit zitternden Händen und klopfendem Herzen fort, die Teller abzuwischen.

„Was ist das?" sagte Nancy. „Was wollte Thomas Grimes? Was hast Du da bekommen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Helene lächelnd, „etwas Gutes, vermuthe ich."

„Etwas Gutes? Ist es etwas zum Essen?"

„Nein," sagte Helene, „ich meinte nichts zum Essen, als ich von etwas Gutem sprach; ich denke nicht, daß eßbare Sachen gerade das Beste sind."

Helene sah zu ihrem Vergnügen, daß ihre Großmutter das Vorlesen vergessen hatte und den Kopf gegen den Kamin gelehnt, ganz ruhig schlummerte. Sie

setzte daher den letzten Teller weg, nahm dann ihr Packet und flog damit die Treppe hinauf. Sie war überzeugt, daß es von Doncaster kam, und sie hatte Recht. Es war eine schöne Ausgabe von „Des Pilgrims Reise“. Auf dem ersten Blatte stand geschrieben: „Meiner kleinen Schwester Helene Montgomery von J. H.“ und drinnen lag ein Brief. Diesen Brief las Helene im Laufe der nächsten sechs Tage mindestens zwei Mal so oft, und niemals ohne dabei zu weinen.

„Alice,“ schrieb John, „hat mir von Deinen neuen Sorgen berichtet. Es ist ein Sprichwort, worin es heißt, „daß nach dem Regen Wolken kommen“. Es thut mir leid, meine kleine Schwester, daß dieser Fall so zeitig bei Dir eingetreten ist; ich denke oft an Dich und wünsche, ich könnte bei Dir sein. Indeß, liebe Helene, der gute Gärtner weiß, was seinen Pflanzen fehlt. Glaubst Du das, und kannst Du ihm vertrauen? Sie würden nur Sonnenschein haben, wenn das gut für sie wäre. Er weiß, daß das nicht so ist, deshalb kommen Wolken und Regen und der Sturmwind erfüllt seinen Willen. Und weshalb geschieht das? „Hierin ist mein Vater bezeugt, daß Ihr viel Frucht traget.“ Täusche seine Absicht nicht, Helene! Wir werden bald Sonnenschein genug haben — aber ich weiß, es ist schwer für ein so junges Wesen, wie meine kleine Schwester, viel vorwärts zu schauen. Daher blicke nicht vorwärts, He-

lene. Aufgeschaut! Siehe auf Jesus hin in allen Deinen Pflichten, Nöthen und Bedürfnissen. Er wird Dir allemal helfen! Je mehr Du zu ihm aufschaust, desto mehr wird er auf Dich herabsehen. Und er sagte besonders: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Du siehst also, daß Du ganz besonders aufgefordert bist.“

Helene war eine lange Zeit oben, und als sie herunter kam, hatte sie rothgeweinte Augen.

Mrs. Montgomery war nun aufgewacht und verlangte wieder nach dem Vorlesen; und dreiviertel Stunden beschäftigten sich Helene und sie ruhig mit der Bibel. Nancy wusch inzwischen unten die Milchgefäße. Als ihre Großmutter sie losgelassen, mußte Helene zu ihrer Tante gehen. Dann ging sie in die Milchkammer und nahm den Rahm ab und setzte die Schüsseln zurecht für die Abendmilch. Nun war es fünf Uhr und Nancy kam mit dem Korbe trockner Wäsche herein. Helene blickte dieselbe mit dem traurigen Bewußtsein an, daß sie eingesprengt, gelegt und morgen geplättet werden müßte. Indessen kam zufällig Jane Huff mit einer Menge Theekuchen, und als sie den Korb sah, unterzog sie sich freundlichst dem Geschäft des Einsprengens und Legens. Dies machte Helenen Muth einen Plan auszuführen, den sie schon lange gehabt hatte: die ganze Familie nach Margery's Manier mit Eiern zu erfreuen. Nachdem die Milch durchgeschlagen und weggesetzt war, ging sie daran, während Nancy den Tisch deckte. Es wurde ein hübs-

sches Kohlenfeuer gemacht, die Pfanne darauf gesetzt, die Eier hineingeschlagen, gepfeffert und gesalzen, und sie fing an, dieselben sorgfältig umzurühren, wie sie es von Margery gesehen hatte. Aber die Eier waren boshaft, setzten sich an dem Tiegel an und verbrannten. Helene war bestürzt.

„Wie viel Butter haben Sie hinein gethan?“ fragte Mr. Vanbrunt, der hereingekommen war und ihr zusah.

„Butter?“ sagte Helene aufblickend. „O, die habe ich ganz vergessen; ich hätte sie hinein thun sollen, nicht wahr? Es thut mir leid.“

„Es thut nichts,“ sagte Mr. Vanbrunt, „es verlohnt sich nicht, daß Sie sich darüber Sorge machen. Hier, Nancy, mache diesen Tiegel rein, wir wollen es noch ein Mal versuchen.“

In diesem Augenblicke kreischte Miß Fortuna.

Helene lief hinauf.

„Was wollte sie?“ fragte Mr. Vanbrunt.

„Sie wollte wissen, was angebrannt wäre.“

„Sagten Sie es ihr?“

„Ja.“

„Und was sagte sie?“

„Sie sagte, ich sollte keine Eier mehr nehmen, ohne sie zu fragen.“

„Das ist kein ehrlich Spiel,“ sagte Mr. Vanbrunt; „Sie und ich sind jetzt die Verwalter des Hauses. Sie verbrauchen so viel Eier als Sie Lust haben,

und die Sie verderben, bringe ich Ihnen von Hause wieder mit. So ist's gut, Nancy. Nun, Helene, hier ist der Tiegel, versuchen Sie es noch ein Mal, und nehmen Sie tüchtige Butter und die nöthigen Eier."

Dies Mal gelangen die Eier vortrefflich und von allen Seiten fand die Abendmahlzeit große Anerkennung. Als die Teller aufgewaschen waren, war Helenens Tagewerk gethan.

Die ganze Familie ging zeitig zu Bett. Helene war müde, aber sie konnte ruhig schlafen; sie hatte ihrer alten Großmutter Freude gemacht, sie hatte Frieden mit Nancy gehalten, sie hatte Mr. Vanbrunt gefallen, sie hatte treulich ihre Tante bedient. Ihr Schlaf war von keinem Traume gestört, von keinem Gewissensbisse beunruhigt, und ihr Erwachen zu einem neuen Tage der Arbeit, wiewol keineswegs heiter, war doch nicht hoffnungslos und unglücklich.

Einen oder zwei Tage später hatte sie eine schwere Prüfung. Es war gegen Abend, sie hatte ihre große Schürze um und nahm in der Milchkammer Milch ab, da hörte sie die Küchenhür öffnen und es kam Jemand in die Küche. Die kleine Helene ging hinaus, um zu sehen wer es sei: und da standen Alice und der alte Mr. Marshman. Er wollte Alice den nächsten Morgen mit sich nehmen, und auch Helene sollte mitgehen, und sie waren gekommen um sie einzuladen. Aber Helene wußte, daß es unmöglich sei, das heißt,

daß es unrecht sein würde, und sie sagte so; und trotz Alice's klugen Worten und Mr. Marshmans Bitten blieb sie dabei. Es wurde ihr allerdings nicht leicht und es kostete ihr einige Thränen, aber sie ließ sich nicht erbitten. Mr. Marshman wollte dann wissen, was sie damit wolle, daß sie sich auf diese Weise in eine Schürze stecke; und so mußte ihn Helene in die Milchkammer führen, um ihm zu zeigen, was sie mache. Er sah zu, wie sie mehrere Schüsseln abrahmte, und lachte herzlich über sie, wiewol die ganze Zeit um seine Augen etwas Wunderliches spielte. Und als er wegging, hielt er sie in seinen Armen und küßte und küßte sie immer wieder, und sagte, er würde sie eines schönen Tages von ihrer Tante wegnehmen und sie solle sie gar nicht mehr haben. Helene sah ihnen nach bis sie ihr aus den Augen waren, dann ging sie hinauf und weinte sich aus.

Das Buttermachen wurde bald für Helenens Kräfte zu viel; daher wurden Jane Huff und Jenny Hitchcock gebeten, abwechselnd zu kommen und ihr die schwere Arbeit abzunehmen. Nur die Arbeit in der Milchkammer selbst blieb Helenen ausschließlich, denn Miß Fortuna wollte Niemand hineinlassen. Es war eine große Hilfe für sie, daß ihr wenigstens so viel abgenommen war, und sie leisteten ihr auch sonst noch kleine Dienste. Die Milch indeß schien sich zu vermehren, je länger die Tage wurden, und Helene konnte nicht finden, daß sie viel weniger zu thun habe.

Die Tage wurden nun auch schön, linde Lüfte wehten, das Gras wurde herrlich grün, die Knospen an den Bäumen fingen an zu treiben und an manchen Bäumen auszuschlagen. Wenn Helene einen Augenblick Zeit hatte, pflegte sie über den Holzhof nach der Scheune oder durch den Garten nach dem Bach zu laufen, um die süße Luft einzuathmen und die liebliche Landschaft zu genießen, die ihr noch nie so lieblich vorgekommen war. Wenn sie einmal vor dem Thee eine halbe Stunde erübrigen konnte, pflegte sie ihr Buch zu nehmen und sich auf die Schwelle der Hausthür oder auf den großen Klotz unter dem Apfelbaume im Holzhofe zu setzen. In diesen Minuten war ihr das Lesen doppelt angenehm; oder die Erde und der Himmel waren so lieblich, daß Helene ihre Augen nicht von ihnen losreißen konnte, bis sie Sam oder Johnny mit den Milcheimern aus der Kuhstallthür kommen sah, oder ihre schweren Tritte über den Holzhof kommen hörte — dann mußte sie aufspringen und laufen. Das waren süße halbe Stunden! Helene wußte zuerst nicht, wie viel Grund sie hatte, sich über ihre „Pilgrimsreise" zu freuen. Sie sah allerdings, daß es eine schöne Ausgabe mit zierlichem Einbande und netten Holzschnitten war. Aber als sie näher zusah, fand sie durch das ganze Buch an den Seiten oder an dem unteren Rande der Blätter sehr viele Anmerkungen von Johns schöner Hand. Vieles erinnerte sie sich allerdings aus seinem

Munde gehört zu haben, als sie das Buch mit einander lasen; indeß war ihr ein großer Theil des Buches noch ganz neu, weil sie keine Zeit gehabt hatten, es zu Ende zu lesen. Es läßt sich gar nicht sagen, wie Helene das Buch und den Geber liebte, als sie diese schönen Anmerkungen fand. Sie hielt es nach ihrer kleinen rothen Bibel für ihren größten Schatz.

Achtes Kapitel.

Der Gnom.

> Was soll ich mit ihm thun? sprach sie;
> Was soll ich mit ihm thun?
> Was soll ich mit ihm thun? sprach sie;
> Was soll ich mit ihm thun?
>
> Altes Lied.

Im Laufe der Zeit zeigte Miß Fortuna Symptome der Besserung, und endlich, gegen den Ausgang des Aprils hin, war sie im Stande herunter zu kommen. Alle Theile begrüßten dieses Ereigniß aus verschiedenen Gründen. Selbst Nancy war ihres regelmäßigen Lebens überdrüssig geworden und sehnte sich nach einer Veränderung.

Helenens Freude wurde jedoch sehr bald getrübt durch die schreckliche Wirthschaft, die nun eintrat. Miß Fortuna mußte ihre Hände zwar noch ruhen lassen, aber ihre Augen ruhten um so weniger; von ihnen

war es bekannt, daß sie in der besten Zeit nicht müßig waren, und nun schien es Helenen, als wenn sie sich für die Wochen gezwungener Ruhe entschädigen wollten. O! diese Augen! Sie fanden Staub wo Helene gar nicht daran dachte, welchen zu sehen; es sollten Sachen herum liegen, wovon sie gar keine Ahnung hatte; es wurde über Unordnung und Schmutz geklagt, wo Helene gar nichts sah, oder nicht im mindesten wußte, wie sie demselben abhelfen sollte; es wurde Verschwendung geargwöhnt, wo Sparsamkeit gewaltet hatte; und es wurde ihr Sorglosigkeit zum Vorwurf gemacht, wo sie vielmehr Lob verdiente. Miß Fortuna brannte vor Ungeduld, Alles nach ihrem Sinne zu haben, und da sie selbst noch nichts thun konnte, setzte sie Nancy und Helene so in Trapp, daß Beide sie ins Bett zurück wünschten; und selbst Mr. Vanbrunt brummte: „daß, um Helenen dafür zu belohnen, daß sie ganz blaß und mager geworden sei, ihre Tante ihr das Bischen Fleisch, was sie ihr gelassen habe, vollends von den Knochen herunter rackern wolle.“ Es war schwer zu ertragen, um so mehr, da sie gerade etwas Ruhe erwartet hatte. Ihre Geduld und ihre Laune wurden mehr auf die Probe gestellt, als die ganzen Wochen vorher. Wenn es aber wenig Vergnügen gab, indem sie ihrer Tante zu gefallen strebte, so wünschte Helene um so sehnlicher, Gott zu gefallen. Sie kämpfte gegen üble Laune an, und betete, daß Gott sie davor bewahren möge. Und wiewol sie sich

oft im Geheimen Vorwürfe machte, so kam sie doch über diese Woche in solcher Weise hinaus, daß Mr. Vanbrunt sie bewunderte, und selbst das Gewissen ihrer Tante sich ein Wenig regte. Mr. Vanbrunt tröstete sie mit der Bemerkung, daß es am dunkelsten sei vor Tagwerden. — Und es bestätigte sich. Ehe die Woche zu Ende ging, fing Miß Fortuna an, wie sie sagte, „zuzugreifen". Jenny Hitchcock und Jane Huff brauchten nicht mehr Butter zu machen; Nancy wurde fortgeschickt, Helenen wurden viele Arbeiten abgenommen, und das Haus kam wieder in das alte Geleis.

Der dritte Mai kam. Zum ersten Mal in beinahe zwei Monaten, fand Helene am Nachmittage, daß sie eine Weile entbehrlich sei. Es bedurfte keines Nachdenkens, was sie mit ihrer Muße anfangen sollte. Vielleicht konnte ihr Margery etwas von Alice sagen. Eilig und freudig vertauschte sie ihren Werkeltagsrock mit einem Merinokleide, zog gute Schuhe und Strümpfe an, legte die Krause wieder um, nahm Hut und Handschuhe, und eilte davon. Wer kann ihr Vergnügen schildern, daß sie nach so vielen Wochen im Stande war, wieder ein Mal auszugehen, und den Berg hinan zu steigen! Helene sog die süße Luft ein, lief über den grünen Rasen und pflückte Sträuße von Grashalmen und Gänseblümchen, und fing endlich an zu rennen, — sie konnte sich gar nicht mehr fassen. Die Müdigkeit gebot ihr bald Einhalt, und sie ging nun langsamer, um Alles recht zu genießen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag; Helenens Augen erquickten sich daran; sie dankte in ihrem Herzen Gott, daß er Alles so schön gemacht; sie dachte mit Freuden daran, daß Er Alles gemacht, daß in Allem sich so viel Weisheit, Macht und Güte dessen zeige, zu dem sie mit Freuden als zu ihrem besten Freunde aufblickte. Sie fühlte sich ruhig und glücklich, und war überzeugt, daß er sie behüten werde. — Dann dachte sie an Alice; sie fing wieder an zu laufen, und lief bis sie an das alte Haus und um die Ecke kam. An der Vorbauthür blieb sie stehen, und ging da durch in die untere Küche.

„O! Miß Helene!“ rief Margery aus, „sind Sie das nicht? Ei, sind Sie zur rechten Zeit gekommen! Was machen Sie? Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, — unendlich, das kann ich Ihnen gestehen. Welche Hexe hat Ihnen gesagt, daß Sie gerade jetzt hierher kommen sollen? Gehen Sie nur hinein, gehen Sie nur hinein, und sehen Sie, wen Sie dort finden werden.“

„Ist Alice zurückgekommen?“ rief Helene.

Aber Margery lachte blos, und sagte: „Gehen Sie nur hinein.“

Helene lief die Treppe hinauf, durch die Küche und den Vorsaal, riß die Thür auf — und lag in Alice's Armen. Es waren noch Andere im Zimmer, aber Helene schien es nicht zu sehen, klammerte sich an sie und hielt sie fest umarmt, bis Alice ihr sagte,

sie möge sich doch umsehen und auch an die Anderen denken. Und nun umfaßte die kleine Helene Chauncey ihren Hals, und dann kam ihre Mutter und dann Miß Sophie. Die beiden Kinder waren überglücklich einander zu sehen, und ihre Freude war rührend durch den Schatten der Sorge, welche auf der Einen lag, und das Mitleid, welches sich bei der Anderen aussprach. Helene freute sich kaum weniger die gute Mrs. Chauncey zu sehen; auch Miß Sophiens Begrüßung war sehr zärtlich. Aber Helene kehrte zu Alice zurück, setzte sich auf ihren Schooß und umschlang mit dem einen Arm ihren Hals, während die kleine Helene die andere Hand fest hielt.

„Und nun bist Du wol glücklich?“ sagte Miß Sophie, als sie sich niedergesetzt hatten.

„Sehr,“ erwiderte Helene lächelnd.

„Aber Du wirst bald noch glücklicher sein,“ sagte Helene Chauncey.

„Still, Helene!“ sagte Miß Sophie; „wie geschwätzig die Kinder sind! Du erwartetest wol nicht, uns Alle hier zu finden, Helene Montgomery?“

„Nein, wahrlich nicht, Miß Sophie,“ erwiderte Helene und zog Alice näher, um sie wieder auf die Wange zu küssen.

„Wir sind so eben erst gekommen, Helene,“ sagte ihre Schwester. „Ich würde Dich sehr bald aufgesucht haben. Aber mein Kind, wie mager bist Du geworden.“

„O! ich werde nun wieder stark werden," entgegnete Helene.

„Wie befindet sich Miß Fortuna?"

„O! sie ist wieder wohlauf."

„Weißt Du, ob Dein Vater bald zurückkommt, Helene?" fragte Mrs. Chauncey.

„Ja, Madame, Tante Fortuna sagt, daß er vielleicht in acht Tagen hier sein wird."

„Dann siehst Du wol mit Vergnügen der Zukunft entgegen?" sagte Miß Sophie, ohne die Wolke zu bemerken, die sich auf Helenens Stirn gelagert hatte.

Helene zögerte, erröthete, wurde immer röther und verbarg endlich in ihrer Aufregung ihr Gesicht an Alice's Busen.

„Wann schiffte er sich ein, Helene?" fragte Alice ernst.

„Im Duc d'Orleans; er schrieb, er würde —"

„Wann?"

„Am fünften April. O! ich kann mir nicht helfen," rief Helene aus, die sich nicht länger beherrschen konnte, und klammerte sich an Alice, als wenn sie schon jetzt von ihr getrennt zu werden fürchtete.

Alice beugte sich nieder und flüsterte ihr Trost zu.

„Mama," sagte die kleine Helene Chauncey leise, und sah äußerst feierlich aus, „Helene sieht wol ihren Vater nicht gern?"

„Sie fürchtet, daß er sie mit fortnehmen wird,

wo sie Alice nicht mehr hat, und Du weißt, sie hat keine Mutter mehr."

„O!" sagte Helene mit aufgeheitertem Gesicht, „aber er wird es nicht thun?"

„Ich hoffe und denke, daß er es nicht thun wird."

Das kleine Mädchen ging wieder fröhlich heran und nahm schweigend Helenens Hand.

„Wir werden uns nicht trennen, Helene," sagte Alice tröstend. „Du brauchst nichts zu fürchten; wenn Dein Vater Dich von Tante Fortuna wegnimmt, wird er Dich hoffentlich zu mir geben. Du brauchst noch nichts zu fürchten."

„Mama sagt das auch," fügte ihre kleine Freundin hinzu.

Dies war ein großer Trost! Helene blickte auf und lächelte.

„Nun komme mit mir," sagte Helene Chauncey, und zog sie bei der Hand. „Du sollst mir etwas zeigen; laß uns hinunter in den Garten gehen, komm, die Bewegung wird Dir gut thun."

„Nein, nein," sagte ihre Mutter lächelnd, „Helene hat Bewegung genug gehabt, Du darfst sie jetzt nicht mit nach dem Garten nehmen. Du würdest dort nichts finden. Komm ein Mal her."

Es folgte ein langes Geflüster, was die kleine Helene zu beruhigen schien, denn sie lief aus dem Zimmer. Einige Zeit verfloß unter angenehmen Gesprächen und gegenseitiger Erzählung dessen, was sich

ereignet hatte, seitdem sie sich nicht gesehen. Dann kam die kleine Helene zurück und rief Helene Montgomery an die Glasthür, um ihr etwas zu zeigen, wie sie sagte.

„Es ist nur ein Pferd, das wir mitgebracht haben,“ sagte Miß Sophie. „Helene hält es für sehr schön, und kann nicht ruhen, bis Du es gesehen hast.“

Helene ging dem zu Folge an die Thür; da stand allerdings Thomas und hielt einen Pony mit Sattel und Zeug. Es war ein allerliebstes kleines Thier, über und über braun, mit Ausnahme eines weißen Vorderfußes, das Fell glänzend, die Glieder schlank, das Auge sanft und hell, und der Schweif lang genug, um den Kindern Spaß zu machen. Er stand ruhig wie ein Lamm, mochte ihn Thomas halten oder nicht.

„O! was für ein schönes Thier,“ sagte Helene, „was für ein allerliebstes Pferdchen!“

„Nicht wahr?“ sagte Helene Chauncey, „und er geht überdies so schön, und er scheut sich nicht, und er ist so gut wie ein junger Hund.“

„Wie ein gutmüthiger, junger Hund, meint sie,“ sagte Miß Sophie; „es giebt auch junge Hunde von sehr bösartigem Charakter.“

„Nun, er sieht gutmüthig aus,“ sagte Helene. „Was für ein schöner Köpf, und was für ein schöner, neuer Damensattel, und das ganze Geschirr! Ich habe

in meinem Leben noch nie ein so schönes, liebes, kleines Pferdchen gesehen. Gehört es Dir, Alice."

„Nein," sagte Alice, „es ist zum Geschenk für eine Freundin Mr. Marshmans bestimmt."

„Sie wird sehr glücklich sein, denke ich," erwiderte Helene.

„Das sagte ich auch," sagte Helene Chauncey, und tanzte auf und ab. „Das sagte ich auch. Ich sagte, Du würdest bald noch glücklicher sein. Nicht wahr?"

„Ich?" fragte Helene erröthend.

„Ja, Du, Du bist die Freundin, für die es bestimmt ist. Es ist für Dich, für Dich. Du bist Großpapa's Freundin, nicht wahr?" wiederholte sie und sprang auf Helenen zu, und küßte und herzte sie außer sich vor Entzücken.

„Aber ist es wirklich für mich?" fragte Helene, die nun beinahe bleich aussah. „O, Alice!"

„Komm, komm," sagte Miß Sophie; „was wird Papa sagen, wenn ich ihm erzähle, wie Du sein Geschenk aufgenommen hast. Richte den Kopf auf, nimm Deinen Hut und probire ihn; komm, Helene, wir wollen Dir zusehen."

Helene wußte wirklich nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, bis sie den hübschen Pony bestieg. Das machte die Sache kurz ab. Selbst Helenen Chauncey's unaussprechliches Vergnügen war nicht so groß wie das ihrige. Sie ritt langsam vor dem

Hause auf und ab, und als er einmal im Gange war, würde sie kein Ende haben finden können, wenn sie sich nicht erinnert hätte, daß der Pony an diesem Tage dreißig Meilen weit gelaufen sei und daß er daher müde sein müsse. Nun ritt Helene keinen Schritt weiter. Sie sprang herunter und bat Thomas ihn auf das Beste abzuwarten; streichelte seinen Nacken, lief in die Küche, um Margery um ein Stück Brod zu bitten, das sie ihm aus der Hand geben wollte; untersuchte den neuen Steigbügel und das Geschirr und den ganzen Pony von oben bis unten ein Dutzend Mal; und kam endlich, nachdem sie ihn hatte von Thomas fortführen sehen, bis er ihr aus den Augen war, mit einem wundervoll zufriedenen Gesichte in das Haus zurück. — Sie versuchte einen Dank für den edlen Geber des Pony's zu stammeln, aber sie wollte so viel auf ein Mal ausdrücken, daß die Worte nicht ausreichten. Mrs. Chauncey lächelte und gab ihr die Versicherung, daß sie vollkommen verstehe, was sie sagen wolle.

„Dieser Pony," sagte sie lächelnd, „ist schon seit Jahr und Tag für Dich bestimmt gewesen, Helene, aber mein Vater wollte ihn erst völlig zugeritten haben. Du brauchst Dich nicht davor zu fürchten, er ist sehr sanft und gut geschult. Wenn mein Vater dessen nicht gewiß gewesen wäre, würde er ihn Dir nicht geschickt haben, wiewol Mr. John eine solche Amazone aus Dir gemacht hat."

„Ich wünschte, ich könnte ihm danken," sagte Helene, „aber ich weiß nicht wie."

„Wie willst Du ihn nennen?" fragte Miß Sophie; „mein Vater hat ihn George Marshman getauft, er sagte, der Name würde Dir gefallen, da mein Bruder ein so großer Günstling von Dir wäre."

„Er that das doch nicht ernstlich?" sagte Helene und sah Sophie und Alice nach einander an. „Ich brauche ihn doch nicht so zu nennen?"

„Wenn Du nicht willst," sagte Miß Sophie lachend, „Du kannst ihn ja umtaufen! Aber wie willst Du ihn nennen?"

„Ich weiß es nicht," sagte Helene sehr ernst, „aber allerdings muß er einen Namen bekommen."

„Aber warum willst Du ihn nicht bei diesem Namen rufen?" sagte Helene. „George ist ein sehr hübscher Name — er gefällt mir; ich würde ihn Onkel George nennen."

„O, das könnte ich nicht," sagte Helene, „ich könnte ihn nicht so nennen, das würde ihm sehr mißfallen."

„George Washington?"

„Nein," sagte Helene, „auch nicht; ich möchte den Namen nicht aussprechen."

„Warum nicht? Ist er Dir zu gut oder nicht gut genug?" fragte Miß Sophie.

„Zu gut, viel zu gut für ein Pferd! Ich würde ihn um Alles nicht so nennen."

„Wie wäre es da mit Brandywine, da Du so patriotisch bist?“ sagte Miß Sophie, welche die Sache amüsirte.

„Was ist patriotisch?“ sagte Helene.

„Ein Patriot,“ entgegnete Alice lächelnd, „heißt Jemand, der eine warme, starke Liebe zu seinem Vaterlande fühlt.“

„Ich weiß nicht, was patriotisch ist,“ sagte Helene, „aber Brandywine möchte ich ihn nicht nennen. Warum, Miß Sophie?“

„Ich würde es auch nicht thun,“ sagte Helene Chauncey, „es ist kein hübscher Name. Nenne ihn Seraphine, wie Miß Angells Pony, das ist ein hübscher Name.“

„Nein, nicht Seraphine,“ sagte Miß Sophie, „Unsinn! Nenne ihn Benedict Arnold, und dann wird es Dir Vergnügen machen, ihn ein Mal durchzuhauen.“

„Durchhauen!“ sagte Helene. „Ich will ihn gar nicht schlagen, und außerdem würde ich mich davor fürchten.“

„Hat Dir John darin noch keinen Unterricht ertheilt?“ fragte die junge Dame. „Er ist selbst Meister darin. Erinnerst Du Dich, Alice, wie er vor länger als einem Jahre unseren schönen Schwarzen, den „schwarzen Prinzen“, wie wir ihn nannten — es war ein prächtiges Thier — durchpeitschte? Bei meinem Gewissen, ich war halb todt vor Schreck.“

„Ich entsinne mich,“ sagte Alice, „ich entsinne mich, ich konnte nicht hinsehen.“

„Weshalb that er das?“ fragte Helene.

„Nun, was fehlt Dir, Helene Montgomery?“ sagte Miß Sophie lachend. „Wo hast Du denn dies lange Gesicht her? Denkst Du an John oder an das Pferd?“

Helenens Auge suchte Alice.

„Meine liebe Helene,“ sagte Miß Alice lächelnd, wiewol sie ernst sprach, „es war nothwendig. Es ist bisweilen nothwendig, etwas der Art zu thun. Du denkst doch nicht, daß John so etwas aus Grausamkeit oder ohne Noth thun würde?“

Helenens Gesicht wurde beträchtlich kürzer.

„Aber was hatte das Pferd gethan?“ fragte sie.

„Es hatte nichts gethan; es wollte eben nichts thun, und das war das Leiden. Es war so widerspänstig wie ein Maulesel.“

„Meine liebe Helene,“ sagte Alice, „es war nicht so schrecklich wie Du nach Miß Sophie's Worten glauben könntest. Das Pferd war stätisch und wollte seinen eigenen Weg gehen, und nicht thun was sein Reiter verlangte. Entweder mußte das Pferd oder der Mann nachgeben; und da John keine Lust dazu hatte, so setzte er seinen Willen durch, theils durch Führung, theils durch eine vernünftige Anwendung von Sporen und Peitsche. Aber es war keine so

wüthende Peitschung, wie Sophie zu meinen scheint und deren ein guter Reiter sich kaum schuldig machen wird."

„Eine sehr entschiedene Anwendung!" sagte Miß Sophie; „ich rathe Dir, Helene, Deinen Pony nicht Mr. John anzuvertrauen; er wird keine Gnade mit ihm haben."

„Sophie scherzt, Helene," sagte Miß Alice; „Du und ich, wir kennen ihn schon besser. Nicht wahr?"

„That er also recht?"

„Völlig recht, außer daß er überhaupt das Pferd bestieg, was ich nicht wünschte. Niemand wollte es reiten."

„Es trug dann John den ganzen Tag recht schön," sagte Miß Sophie, „und er würde es bis an das Ende der Welt haben reiten können, wenn es ihm Papa geschenkt hätte. Aber Niemand anders konnte es brauchen; Howard konnte nichts damit anfangen; ich glaube, es war zu träge. Papa freute sich an diesem Tage so, daß er John Alles hätte schenken können; und ich kann Dir sagen, der schwarze Prinz hat Feuer genug. Ich fürchte, Du würdest ihn nicht gern haben."

„John hat ebenfalls ein Pferd geschenkt bekommen," sagte Miß Alice.

„So? Von Mr. Marshman?"

„Ja."

„O, wie freue ich mich, wie werden wir nun reiten können, Alice; wir brauchen nun nicht mehr

Jenny's Pony zu borgen. Was hat Mr. John für ein Pferd?"

„Einen Rappen."

„Ist er schön?"

„Sehr schön."

„Heißt er „der schwarze Prinz"?"

„Ja."

Helene überlegte, ob es nicht möglich sei, ihren Pony „die braune Prinzessin" oder in ähnlicher Weise zu nennen. Der Name von Johns zwei Pferden schien ihr der bezeichnendste, den ein Pferd überhaupt haben könnte.

„Vergiß nicht, Alice," sagte Mrs. Chauncey, „John zu schreiben, daß er sich ihn auf der Rückreise ansieht. Es wird dies uns Gelegenheit geben, ihn zu sehen, was im vollen Sinne des Wortes kein gewöhnliches Vergnügen ist."

Sie kamen auf den Namen zurück, den Helene hin und her überlegte, während ihr unruhige Bilder von John und ihrem armen Pony durch den Kopf fuhren. Es war sehr schwer, für das kleine Pferd einen passenden Namen zu finden, oder es war auch Helenens Geschmack schwer zu befriedigen. Es wurden eine große Menge Namen vorgeschlagen, aber keiner war nach ihrem Sinne: Charley und Kirsche und Brauner und Springer und Blitz. Aber sie sagte, John und Jenny hätten sie bereits in Thirlwall und einen Charley wolle sie nicht haben, und sie hoffe,

daß er nicht wie der Blitz einschlagen oder, wenn sie darauf säße, kein Springer sein würde.

„Nenne ihn Fee," sagte Helene Chauncey, „das ist ein hübscher Name; Mama sagt, sie habe ein Pferd gehabt, das Fee hieß. Nenne ihn Fee, Helene."

„Nein," sagte Helene, „er darf keinen weiblichen Namen bekommen, das ist eben die Sache."

„Ich habe es, Helene," sagte Alice, „ich habe einen Namen für Dich: nenne ihn Gnom."

„Gnom?" sagte Helene.

„Ja, Gnomen heißen die männlichen Feen. Wie gefällt Dir der Name?"

Man kam bald überein, daß der Name sehr gut sei; er sei einfach, bezeichnend und nicht gewöhnlich. Helene beschloß daher, daß er Gnom heißen solle. Und kaum hatte er der Namen, so wurde er ihr lieb. Helenens Gesicht verlor seinen zweifelnden Ernst und strahlte in vollster Zufriedenheit. Sie zeigte ihre Freude niemals mit vielem Geräusch, aber in ihrem Auge leuchtete ein Glänz, der ihren Freundinnen manches Lächeln abnöthigte, während sie um den Theetisch saßen.

Nach dem Thee mußte Helene nach Hause gehen, zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft. Aber sie wußte, daß sie nicht bleiben durfte; Miß Fortuna war eben erst wieder wohl geworden, und vielleicht

dachte sie jetzt schon, daß ihr zu viel zugemuthet worden sei. Sie rüstete sich zum Aufbruch.

„Willst Du Deinen Pony mit nach Hause nehmen?“ fragte Miß Sophie.

„O nein, Miß Sophie, heute nicht. Ich muß erst einen Platz für ihn suchen, und außerdem wird das arme Thier müde sein.“

„Du scheinst Dich mehr um seine als um Deine Beine zu sorgen,“ sagte Miß Sophie.

„Aber Du wirst morgen bei guter Zeit hier sein, Helene?“

„O, natürlich!“ rief Helene aus, indem sie an Alice's Hals flog; „wenigstens so früh als ich kann; ich weiß nicht, wann mich Tante Fortuna nicht mehr brauchen wird.“

Der Nachhauseweg schien ihr wie nichts; wenn sie müde war, so wußte sie es nicht. Gnom! Gnom! Der Gedanke an ihn führte sie so rasch dahin, als wenn sie auf seinem Rücken gesessen hätte. Sie kam laufend im Holzhofe an.

„Halloh!“ rief Mr. Vanbrunt, der unter dem Apfelbaume stand und ein Stück Holz zu einer Gabel für den Ochsenwagen, die zerbrochen war, zurecht schnitt. „Ich freue mich, daß Sie laufen können; ich fürchtete, Sie würden kaum stehen können, aber Sie rennen ja wie ein junges Reh.“

„O, Mr. Vanbrunt,“ sagte Helene, indem sie dicht an ihn heran trat und leise sprach; „Sie wissen

nicht, was ich für ein Geschenk bekommen habe. Mr. Marshman hat mir etwas von Ventnor geschickt; was denken Sie wol?"

„Ich kann es nicht rathen," erwiderte Mr. Vanbrunt, indem er sein Scheit auf den Block stemmte und es mit seinem Beile behackte. „Ich habe in meinem Leben nichts errathen; was ist's?"

„Er hat mir das schönste Pferdchen geschickt, das ich jemals gesehen habe, für mich — zum Reiten, und einen neuen schönen Sattel und Zaum. Sie haben etwas so Schönes noch nicht gesehen, Mr. Vanbrunt. Es ist ganz braun bis auf einen weißen Vorderfuß, und ich habe es „Gnom" genannt. Aber, Mr. Vanbrunt, glauben Sie wol, daß Tante Fortuna mir erlauben wird, es hierher kommen zu lassen?"

Mr. Vanbrunt hackte an seiner Gabel herum und schien sehr gute Laune zu haben.

„Ich würde natürlich nur den halben Nutzen von ihm ziehen, wenn ich meinen Gnom auf dem Berge stehen haben müßte, — ich muß ihn doch alle Tage reiten! Glauben Sie wol, Mr. Vanbrunt, daß Tante Fortuna mir erlauben wird, ihn hier zu haben?"

„Ich vermuthe, ja," sagte Mr. Vanbrunt ruhig, und sein Ton schien Helenen zu sagen: „Wenn sie nicht will, so will ich."

„Sie wollen sie also fragen und zusehen, was sich machen läßt? Mr. Vanbrunt, ich möchte es nicht

gern selbst thun. Und Sie wollen Gnom auch nicht in den Pflug einspannen, Mr. Vanbrunt? Miß Sophie sagte, das würde ihn verderben."

„Eher spanne ich mich selbst ein," sagte Mr. Vanbrunt mit seinem halben Lächeln; „es soll ihm kein Haar auf dem Kopfe gekrümmt werden; ich will für Gnom sorgen, als wenn er ein Prinz wäre."

„O, ich danke Ihnen, lieber Mr. Vanbrunt, wie gut Sie sind! Denken Sie also daran, ich werde nicht eher von Gnom sprechen, als bis Sie es gethan haben. Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, Mr. Vanbrunt."

Helene lief hinein; sie erhielt die nöthigen Schelte für ihr langes Außenbleiben, aber sie trafen Ohren, die nicht hörten. Gnom stand wie ein Schild zwischen ihr und allem Kummer. Sie lächelte über die bösen Worte ihrer Tante, als wenn es Zuckerpflaumen gewesen wären. Und ihr Schlaf in dieser Nacht hätte eine Prairie sein können, so viele Pferde von allen Arten jagten darin umher.

„Haben Sie die Neuigkeit gehört?" fragte Mr. Vanbrunt, als er am anderen Morgen beim Frühstück die zweite Tasse Kaffee trank.

„Nein," sagte Miß Fortuna, „was für eine Neuigkeit?"

„Es giebt nicht mehr so viel Neues, als da ich jung war!" sagte die Großmutter; „ich höre heut zu Tage gar nichts."

„Du würdest schon hören, wenn Du nur die Ohren aufthun wolltest, Mutter! Was für eine Neuigkeit, Mr. Vanbrunt?“

„Nun, Helene hat ein kleines prächtiges Pferd zum Geschenk bekommen von einem ihrer großen Freunde, Mr. Marshchalk —“

„Mr. Marshman,“ verbesserte Helene.

„Mr. Marshman — das muß ich sagen! Und nun wird sie wol nächstens über Stock und Stein daherfliegen wie Dampf.“

Es folgte ein bedeutsames Stillschweigen. Helenen pochte das Herz.

„Was soll damit werden?“ sagte Miß Fortuna, und ihr Blick fügte hinzu: „Wenn Ihr denkt, daß ich davon anfange, seid Ihr auf dem Holzwege.“

„Hm,“ sagte Mr. Vanbrunt langsam, „Gnom wird auf der Wiese grasen und im Stalle wird ein Platz für ihn zurecht gemacht werden.“

„In meinem Stalle nicht,“ sagte die Tante kurz.

„Nein, in meinem,“ sagte Mr. Vanbrunt halb lächelnd; „und ich werde es Ihnen vergüten, wenn wir uns berechnen.“

Miß Fortuna war sehr ärgerlich, das konnte Helene sehen; aber sie sprach nicht mehr davon, weder im Guten noch im Bösen. Und so durfte Gnom ruhig Wiese und Stall in Besitz nehmen, zur grenzenlosen Freude seiner Herrin.

Wer Mr. Vanbrunt kannte, würde sich gewundert haben, das zu hören, was er an jenem Morgen sagte; denn man wußte, daß er ganz eben so genau war wie Miß Fortuna, nur wurde ihm seine Sparsamkeit nicht so zum Vorwurf gemacht, wie Helenens Tante die ihrige. Indeß mochte das sein wie es wollte, es war klar, daß es ihm Vergnügen machte, in Betreff des Pony sein Wort zu halten. Und Helene hätte für ihren Liebling nicht besorgter sein können, als es alle Leute auf der Farm für Gnom waren.

Neuntes Kapitel.

Timothy und sein Herr.

Du mußt zu ihm rennen, denn Du bist so lange geblieben, daß bloßes Sehen kaum helfen wird
Shakspeare.

Capitain Montgomery kam die nächste und auch die darauffolgende Woche nicht; und was noch mehr ist, vom Duck d'Orleens, wie seine Schwester das Schiff nannte, in dem er hatte kommen wollen, wurde nie wieder etwas gehört. Es fuhr richtig am fünften April ab, wie sie aus den Zeitungen sahen, aber was immer aus ihm geworden war, es erreichte nie den Hafen. Es blieb zweifelhaft, ob sich Capitain Montgomery wirklich auf dem Schiffe befunden hatte, und Helene wartete ängstlich viele Wochen zuerst auf ihn und dann auf Nachricht, falls er noch in Frankreich gewesen wäre — aber es kam keine. — Die Angst wurde allmälig zur Gewißheit, und gegen die Mitte

des Sommers zweifelte Niemand mehr an der Wahrheit. Wenn Capitain Montgomery noch am Leben gewesen wäre, würde er gewiß geschrieben haben; und wenn nicht eher, doch wenigstens dann, als er das Schicksal des Schiffes erfuhr, in dem seine Freunde nach seinen Briefen seine Rückkehr erwarten mußten.

Bei Helenen lag es mehr im Gefühl, daß sie eine Waise war, als daß sie den Verlust ihres Vaters beklagt hätte. Sie hatte niemals ihn lieben gelernt, er hatte ihr niemals viel Ursache dazu gegeben. Ein verhältnißmäßig kleiner Theil ihres Lebens war in seiner Gesellschaft verflossen, und sie blickte auf denselben als den am wenigsten angenehmen zurück. Und es war ihr nicht möglich gewesen, seiner Rückkehr nach Amerika und seinem Besuche in Thirlwall mit Vergnügen entgegen zu sehen. Sie fürchtete sogar den letzteren. — Das Leben hatte jetzt nichts Schlimmeres für sie, als eine Trennung von John und Alice Humphreys. Sie fürchtete, ihr Vater möchte sie mit wegnehmen und sie in eine schreckliche Kostschule thun, oder sie überall mit sich herumführen, wohin er ging auf seiner Irrfahrt, die ihn allem Guten und Schönen entfremdete. Die Gewißheit seines Todes hatte viel weniger Schmerzliches für sie, als die Entfernung dieser Furcht Tröstliches.

Helene hatte in ernsten und trüben Stunden oft das Gefühl, daß sie jetzt in die weite Welt hinaus-

gestoßen sei. Vor einem und dreiviertel Jahren war dies allerdings in allen Beziehungen der Fall gewesen; aber es war doch wenigstens Etwas, „Vater und Mutter am Leben zu haben,“ selbst jenseits des Meeres. Nun war Miß Fortuna ihr einziger Schutz und Herr; indeß konnte sie dies kaum geltend machen, so lange Alice und John in ihrer Nähe waren. Ohne viel darüber zu grübeln, fühlte sie sich ziemlich sicher, daß sie ihre Interessen vertreten und ihr Recht, sich einzumischen, geltend machen würden, wenn es jemals nöthig sein sollte.

Helene und ihr kleines Pferd gewannen einander immer lieber; diese Freundschaft war ohne Zweifel ein Trost für Gnom, aber für seine Herrin bildete sie einen großen Theil des Vergnügens ihres Alltags-Lebens. Es war ihre Wonne ihn zu allen Stunden, früh und spät, zu besuchen; und es machte Gnoms Klugheit Ehre, daß er sich immer eben so zu freuen schien sie zu sehen, wie sie erfreut war, ihn zu sehen. Zu jeder Zeit führte ihn Helenens Stimme vom äußersten Ende der Wiese zurück, wohin zu gehen er die Erlaubniß erhalten hatte. Er kam auf ihren Ruf herangetrabt und blieb stehen, um sich Stirn oder Hals von ihr kratzen und mit sich reden zu lassen. Und wiewol Gnom nicht antworten konnte, so schien er sie doch mit Vergnügen anzuhören; dann warf er den Kopf auf, sprang ein Mal lustig durchs Feld, und kam dann zurück, um still wie ein Lamm zu

stehen, so lange sie bei ihm blieb. Dann und wann wenn sie etwas mehr Zeit hatte, stieg sie über die Fence, um mit ihm auf und ab zu gehen; und dann lag seine Nase fast an ihrem Elbogen, und wohin sie ging, dahin folgte Gnom ihr nach. Nach einiger Zeit brauchte sie ihn gar nicht erst zu rufen; wenn er sie von fern sah oder hörte, war es schon genug, dann kam er sogleich auf sie zugelaufen.

Helene liebte Gnom sehr, und bewies ihm dies durch mehr als bloße Worte oder Liebkosungen; sie hob gar manchen Apfel und manches Stück Brod für ihn auf, und wenn es ihr daran fehlte, nahm sie ihm bisweilen ein Wenig Salz mit, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht vergessen habe. Freilich blieben auf Miß Fortuna's Tische nicht viele Brodreste liegen; auch waren zu solchem Zwecke nicht viel Aepfel zu haben, außer denen, die sie unter den Bäumen auflas, und die für die Schweine bestimmt waren. Aber Helene hatte andere Hilfsquellen: einmal hatte sie sich von Jenny Hitchcock ein Stück Brod geben lassen, das sie wegwerfen wollte. Jenny fragte, was sie damit machen wollte, und schickte ihr dann manchen Korb Aepfel und manches Stück Brodkuchen, das sie für sie bei Seite gelegt hatte. Auch Margery dachte an Gnom, wenn sie über ihre Rester verfügte, ebenso Mr. Vanbrunt, so daß es Helenen selten an etwas fehlte, das sie ihm geben konnte. Mr. Marshman wußte nicht, welches Glück er bereitete, als er Helenen dieses

kleine Pferd schickte. Sie brachte viele genußreiche Stunden auf dem Sattel zu; sie ritt auf Gnom immer aus. Alice machte ihr ein Reitkleid aus dunklem Gingham, und die ganze Gegend bewunderte sie, wenn sie ganz allein und immer mit glücklichem Gesicht dahertrabte. Helene fand bald heraus, daß sie, wenn Gnom ihr viel nützen sollte, denselben selbst satteln und aufzäumen lernen mußte. Dies ging zuerst sehr ungeschickt, aber es konnte nichts helfen. Mr. Vanbrunt zeigte ihr, wie sie es machen müßte, und nach einiger Zeit wurde es ihr ganz leicht. Sie pflegte Gnom an die Thür zu rufen, legte ihm den Zaum an, und führte ihn hinaus; und dann stand er bewegungslos vor ihr, so lange sie an dem Sattel schnallte. Zuweilen sah er sich um, als wenn er sich überzeugen wollte, ob sie es selbst sei, und wieherte dann zufrieden, wenn er sah, daß sie es war. Helenens Herz hüpfte, sobald er den ersten Schritt vorwärts that; und wenn sie einmal auf dem gelehrigen und munteren Thiere auf und davon war, und die Straße entlang, Berg auf und Berg ab flog, — das Pferd ihr einziger Begleiter — für den sie aber das vollkommenste Verständniß hatte, dann warfen Helene und Gnom ihre Sorgen in den Wind.

„Ich glaube," sagte Mr. Vanbrunt, „das Thier hat Helenen lieber auf dem Rücken, als nicht." Er war Gnoms zweitbester Freund, Miß Fortuna sprach nie ein Wort von oder zu ihm.

Helene indeß erntete einen Lohn ihrer treuen Pflichterfüllung während der Krankheit ihrer Tante. Die Verhältnisse waren darnach niemals so wie früher. Sie wurde mit anderem Auge angesehen; Miß Fortuna plagte sie allerdings noch eben so wie früher, sprach noch eben so scharf, und zankte noch eben so sehr, wenn etwas nicht recht war — Alles das blieb gerade wie es gewesen war. Aber trotz Alledem glaubte Helene und freute sich darüber, daß ihre Tante ihr vertraute und glaubte. Sie war nicht länger überall im Wege, sie wurde nicht länger mit argwöhnischen Augen beobachtet, sie wurde als ein Kind der Familie und als eine zuverlässige Person behandelt. Das war ein großer Trost für Helenen! Miß Fortuna gestand selbst, daß sie glaube, sie sei ein braves Kind und wolle recht thun — und das war viel von ihr; denn Miß Fortuna war nicht so eilig, Jemand ein Zeugniß der Bravheit auszustellen.

Helene ging nun hinaus und kam herein, ohne zu fühlen, daß sie eine Fremde sei. Und wiewol ihre Tante immer noch sie und alle Anderen gern zur Arbeit anhielt, so zeigte sie doch kein besonderes Vergnügen mehr daran, Helenen von ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen abzuhalten. Und wenn die Arbeit gethan war, hatte sie im Allgemeinen nichts dagegen, wenn sie Gnom sattelte, und zu Alice oder Mrs. Vawse ritt.

Wiewol Helene glücklich war, so war es doch

mehr ein inneres Glück — die Sonne, die hinter einer Wolke scheint. Und wenn Andere sie dafür hielten, so geschah es nicht, weil sie laut lachte, oder ein lustiges Gesicht zog.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Mrs. Vanbrunt, „das Kind muß etwas mehr haben was sie glücklich macht, als was diese Welt ihr bietet."

Es war an diesem Nachmittage Besuch in Mrs. Vanbrunts Hause.

„Es ist kein Zweifel daran, Nachbarin," sagte Mrs. Vawse, „es hat noch Niemand hier genug gefunden, um glücklich zu sein."

„Man kann gar kein hübscheres Mädchen sehen," sagte Mrs. Lowndes, „man kann sie zu Hause bei der Arbeit, oder draußen auf ihrem hüschen Pferde treffen, immer hat sie eine heitere Miene und ein Lächeln bereit, und ist so artig wie man nur sein kann. Ich habe sie nur ein einziges Mal traurig gesehen!"

„Ist das nicht ein hübsches Pferd?" sagte Mimy Lawson.

„Ich habe sie traurig gesehen," sagte Sarah Lowndes; „ich bin im Hause gewesen, wenn Miß Fortuna um sich herum warf und essigsaure Gesichter machte, und es gehörte Hiobs Geduld dazu, um es zu ertragen. Trotz Alledem war das Gesicht des Kindes nicht ein Bischen mürrisch; sie ging umher und sagte nicht ein unrechtes Wort; man hätte denken sol-

len, daß ihr Brod dick mit Honig bestrichen wäre, und Alle wissen doch, daß dies gar nicht der Fall ist. Ich für meinen Theil sehe nicht ein, wie sie das thun konnte; ich könnte es nicht."

„Ach, Nachbarin," sagte Mrs. Bawse, „Helene hat ein höheres Ziel als ihrer Tante zu gefallen; sie will Gott gefallen, und wenn man ihm gefällt, kann man wol der Menschen Worte oder Blicke ertragen. Sie ist ein liebes Kind."

„Und Brahm," sagte Mrs. Vanbrunt, „macht Alles aus ihr; ich habe ihn noch an Niemand so hängen sehen. Es giebt nichts auf der Welt, was er ihr nicht zu Gefallen thun würde. Wenn sie sein eigenes Kind wäre, könnte er sie nicht höher halten."

„Sehr wahr," sagte Nancy; „er hat auch guten Grund dazu. Hält nicht Helene auch große Stücke auf ihn? Ich wünschte, Sie hätten es ein Mal gesehen, als Miß Fortuna krank war, mit welcher Ungeduld sie da auf ihn wartete. Mr. Vanbrunt ist in diesem Hause wirklich wie zu Hause."

„Gott segne das liebe kleine Herz!" sagte seine Mutter. „Ein guter Name ist besser denn köstliche Salbe."

Der August war gekommen und John wurde täglich zu Hause erwartet. Eines Morgens war Miß Fortuna in der unteren Küche mit Käsemachen beschäftigt, Helene hatte oben zu thun; da rief ihr ihre

Tante zu, sie möge doch herunter kommen und zusehen, was das im Garten für ein Lärm sei.

Helene lief hinaus.

„O, Tante Fortuna," sagte sie, „Timothy hat die Fence durchbrochen und ist in den Garten eingefallen."

„Timothy?" sagte Miß Fortuna. „Was für ein Timothy?"

„Nun, Timothy, der Handochse," sagte Helene; „er hat die Fence niedergerissen, wo sie am niedrigsten war."

„Der Handochse?" sagte Miß Fortuna. „Ich wünschte, er wäre dies Mal nicht so bei der Hand gewesen. Mein Gott, wie wird er im Korne und in Allem wüsten! Lauf hinaus und jage ihn in den Hof. Kannst Du?"

Aber Helene blieb stehen und schüttelte den Kopf.

„Er würde meinetwegen nicht von der Stelle gehen," sagte sie; „und außerdem fürchte ich mich vor diesem Ochsen sehr; wenn es „Klee" wäre, würde ich mir nichts daraus machen."

„Aber in fünf Minuten wird er das ganze Korn weggefressen haben. Wo ist Mr. Vanbrunt?"

„Ich hörte, daß er bis Mittag nach Hause gehen wollte," sagte Helene, und Sam Larkens ist in die Mühle gegangen, und Johnny Low liegt am kalten Fieber."

„Es ist doch sehr sorglos von Mr. Vanbrunt,"

sagte Miß Fortuna, indem sie ihre Arme aus dem Käsefasse zog und die Molken abstrich. „Ich wünschte, er hätte seine Ochsen besser verwahrt, und in der Fence brauchte auch keine niedrige Stelle zu sein. Nun, komme mit, Du wirst Dich doch in meiner Gesellschaft nicht fürchten?“

Helene folgte in scheuer Entfernung. Miß Fortuna indeß fürchtete weder Mensch noch Thier; sie nahm eine Bohnenstange und schlug damit so um sich, daß Timothy, nachdem er sie ein Wenig angesehen, Kehrt machte und durch die Bresche, die er gemacht hatte, abmarschirte. Miß Fortuna ging ihm nach und ruhte nicht eher, als bis sie ihn auf die Wiese getrieben hatte; bis in den Hof konnte sie ihn nicht bringen.

„Du bist doch keinen Strohhalm werth, Helene,“ sagte sie, als sie zurückgekommen waren; „hättest Du ihn nicht in den Hof treiben können? Nun wird das Vieh zurück sein, wenn ich gerade in der besten Arbeit stecke. Er hat noch nicht viel Schaden angerichtet, nur Mr. Vanbrunts Salat hat er sich wohl schmecken lassen; es freut mich, warum hat er nicht Kartoffeln gesteckt, wie ich ihm gesagt habe. Ich weiß nicht was zu thun ist, ich kann meinen Käse nicht stehen lassen und alle Minuten in den Garten laufen, und wenn zehn Ochsen darin wären; und Du würdest Dich fürchten, wenn eine Mosquito-Fliege auf Dich zukäme. Du läufst am besten zu Mr. Vanbrunt und holst ihn sogleich nach Hause — es geschieht ihm schon Recht,

warum macht er seine Sache nicht besser. Laufe und laß das Gras nicht unter Deinen Füßen wachsen."

Helene dachte kluger Weise, daß ihr Pony die Sache rascher fördern würde; sie zog daher schnell ihr Gingham-Kleid an, und sattelte und zäumte in drei Minuten Gnom. Aber ehe sie wegritt, mußte sie ihrer Tante zurufen, daß Timothy eben wieder um die Ecke der Scheune komme. Und Miß Fortuna stürzte in den Garten, während Helene zum Thore hinausritt.

Es war schönes Wetter und Helene dachte bei sich: „daß es ein böser Wind sein müßte, der gar nichts Gutes brächte." Sie machte am frühen Morgen einen netten Spazierritt, den sie ohne Timothy's gesetzwidriges Betragen nicht gehabt haben würde. Um diese Zeit zu reiten, das war ihr besonders angenehm, weil es so selten vorkam. Sie schien ganz vergessen zu haben, daß sie die arme Miß Fortuna in der Klemme zwischen dem Ochsen und dem Käsefasse verlassen, und trabte mit Gnom in der besten Laune dahin.

Sie sah sich im Vorüberreiten vergeblich nach Mr. Vanbrunt um, ob er nicht etwa im Garten oder in der Scheune sei; sie ritt an die kleine Pforte, die in den Scheunenhof führte, stieg ab und führte Gnom hinein. Hier traf sie Nancy, die über den Scheunenhof gelaufen kam.

„Wie geht es, Nancy? Wo ist Mr. Vanbrunt?"

„Ei du meine Güte! was willst Du?“

„Ich suche Mr. Vanbrunt; wo ist er?“

„Mr. Vanbrunt? Er ist in der Scheune, aber er hat sich schön zugerichtet.“

„Schön zugerichtet? Was willst Du damit sagen?“

„Nun, er ist durch die Fallthür gestürzt und hat das Bein gebrochen.“

„O, Nancy!“ schrie Helene auf. „Ist das wahr? Wie war das möglich?“

„O, leicht genug, wenn er nicht sehen konnte, wo er ging — es liegt so viel Heu auf dem Boden, es fällt sich schlecht dort.“

„Woher weißt Du, daß er das Bein gebrochen?“

„Er sagte es, und wer Augen hat, muß es sehen. Ich will eben zu Hitchcocks und will Jemand holen, der ihn mit hereintragen hilft; denn Du weißt, Mrs. Vanbrunt und ich sind keine Riesen.“

„Wo ist Mrs. Vanbrunt?“

„Sie ist drin und macht ein schreckliches Lamento.“

Nancy eilte zu Hitchcocks, und außer sich vor Furcht und Schrecken eilte Helene in die Scheune und zitterte wie Espenlaub.

Mr. Vanbrunt lag auf der unteren Tenne, noch auf derselben Stelle, wohin er gestürzt war. Das eine Bein lag so da, daß kein Zweifel blieb, daß es

gebrochen sein mußte. Er hatte schon einige Zeit da gelegen, ehe Jemand dazu gekommen war. Und als er die Angst seiner Mutter sah und sich anders zu legen suchte, war er vor Schmerz ohnmächtig geworden. Sie saß neben ihm und weinte bitterlich. Helene konnte nur einen Blick auf Mr. Vanbrunt werfen, und dieser eine machte sie schon krank. Sie ging zu seiner armen Mutter, kniete neben ihr nieder und schlang beide Arme um ihren Hals.

„Weinen Sie nicht so, liebe Mrs. Vanbrunt!“ — Helene weinte selbst so, daß sie kaum reden konnte. — „Bitte, weinen Sie nicht so, er wird wieder besser werden. Ach, was sollen wir thun?“

„Ach, ist es nicht schrecklich!“ sagte die arme Mrs. Vanbrunt. „Ach, Brahm! Brahm! mein Sohn, mein Sohn, der beste, den ich hatte. Ach, ist es nicht schrecklich, ihn so liegen zu sehen? Er stirbt!“

„Ach nein, er stirbt nicht!“ sagte Helene. „Aber was sollen wir thun, Mrs. Vanbrunt? Was sollen wir thun?“

„Ach, wenn nur der Doctor da wäre,“ sagte Mrs. Vanbrunt. „Brahm sagte: „Schicke nach dem Doctor!“ Aber ich kann nicht selbst gehen und habe Niemand zu schicken. Ach, er wird sterben! Ach, mein lieber Brahm! Ich wünschte, ich wäre an seiner Stelle.“

„Welcher Doctor?“ fragte Helene. „Ich will schon Jemand finden — welcher Doctor?“

„Doctor Gibson, sagte er. Aber er ist in Thirlwall; und er hat schon den ganzen Morgen hier gelegen. Niemand kam dazu, er konnte uns nicht errufen. Ach, ist es nicht schrecklich?“

„O, weinen Sie nicht so, liebe Mrs. Vanbrunt,“ sagte Helene, indem sie ihre Wange an das Gesicht der armen alten Frau drückte; „er wird wieder besser werden! Ich habe Gnom hier und will zu Mrs. Hitchcock reiten und sogleich Jemand zum Doctor schicken lassen. Ich werde nicht lange sein, wir werden den Doctor in kurzer Zeit hier haben. Seien Sie nicht so niedergeschlagen.“

„Sie sind ein liebes Kind,“ sagte die Alte und herzte und küßte sie; „aber eilen Sie, wenn Sie ihn lieb haben; er hat Sie so lieb!“

Helene wartete nur noch, um ihr einen Kuß zu geben. Sie zitterte so, daß sie kaum stehen konnte; dessen ungeachtet ging sie nach dem Hause zurück, führte Gnom wieder heraus und ritt in vollem Galopp zu Mrs. Hitchcock. Es war gut, daß ihr Pony einen sicheren Schritt hatte; denn sie ließ die Zügel hängen, beugte sich bitter weinend über seinen Hals und trieb ihn dann und wann nur noch zu größerer Eile an, bis ihr endlich das Gefühl, daß sie eine Pflicht zu erfüllen habe, zu Hilfe kam. Sie nahm sich zusammen, faßte die Zügel kurz und sah, als sie zu Mrs. Hitchcock kam, wieder ruhig, wiewol sehr ernst und traurig aus. Sie stieg nicht ab, son-

dern hielt an der Thür und rief nach Jenny. Jenny kam heraus und war erfreut sie zu sehen.

„Liebe Jenny,“ sagte Helene, „ist Niemand da, der sogleich nach Thirlwall gehen und Doctor Gibson holen kann? Mr. Vanbrunt hat das Bein gebrochen, wie ich fürchte, und verlangt nach dem Doctor.“

„Liebe Helene,“ erwiderte Jenny, „die Leute sind in dieser Minute fort zu Mrs. Vanbrunt; Nancy war in großer Eile hier, sie sollen ihn tragen helfen. Wie ist es denn gekommen? Ich konnte von Nancy nichts heraus kriegen.“

„Er stürzte durch die Fallthür herab. Aber, liebe Jenny, ist denn gar Niemand da? O, ich möchte so gern Jemand haben, der den Doctor holte!“ sagte Helene und rang die Hände.

„Es ist keine lebende Seele da,“ erwiderte Jenny. „Zwei von den Leuten und sämmtliche Geschirre sind jenseits des Berges und pflügen. Und der Vater und Juniper und der schwarze Bill sind hinüber gegangen, wie ich Dir schon sagte. Aber ich glaube nicht, daß sie genug sein werden. Wo ist das Bein gebrochen?“

„Sie sind mir nicht begegnet,“ sagte Helene, „und ich ritt doch nur eine kleine Weile nach Nancy weg.“

„Sie sind vermuthlich über die Felder gegangen

— so wird es gewesen sein; und so wird Dir auch Nancy den Vorsprung abgewonnen haben."

„Was soll ich thun?" sagte Helene.

Sie konnte nicht warten, bis sie zurückkehrten; wenn sie zurückritt, konnte sie, abgesehen von der Verzögerung, dieselben verfehlen. Und endlich brauchte ein Fußgänger zu viel Zeit. Jenny sprach ihr von ein Paar Häusern, wo sie möglicher Weise einen Boten bekommen könnte; aber sie waren ihr lauter Fremde und sie konnte sich nicht entschließen, sie um eine solche Gefälligkeit zu bitten. Ihre Freunde wohnten zu weit vom Wege ab.

„Ich will selbst hinein," sagte sie plötzlich; „sage ihnen, liebe Jenny, daß ich zu Doctor Gibson geritten bin, und daß ich ihn so schnell als möglich mitbringen werde. Ich kenne den Weg nach Thirlwall."

„Aber Helene, Du darfst nicht," sagte Jenny; „Du darfst diesen Weg nicht allein reiten. Warte, bis die Leute zurückkommen, sie werden nicht lange sein."

„Nein, ich kann nicht warten," sagte Helene, „ich muß fort. Du brauchst keine Furcht zu haben. Sage ihnen, daß ich so rasch als ich kann zurück sein werde."

„Aber sieh, Helene," rief Jenny, als sie fortritt, „ich wünsche nicht, daß Du reitest."

„Ich muß, Jenny, sorge Dich nicht."

„Aber sieh, Helene," rief Jenny noch ein Mal, „wenn Du einmal reiten willst — wenn Du Doctor Gibson nicht findest, so hole Doctor Marshchalk; er ist vollkommen eben so gut, und manche Leute denken, noch besser. Er wird es auch verrichten. Lebe wohl!"

Helene nickte ihr zu und ritt ab. Es war ihr ein Wenig bange um's Herz, daß sie sich so viel wagte. Sie war nur ein einziges Mal in Thirlwall gewesen, seit sie es zum ersten Male gesehen. Aber sie dachte an Mr. Vanbrunt, wie er nach Hilfe stöhnte, die er nicht erhalten konnte. Und es war ihr unmöglich, zu zaudern. „Ich weiß, daß ich recht handle," dachte sie, „und was ist da zu fürchten? Wenn ich zwei Meilen allein reite, warum nicht auch vier? Und ich handle recht, Gott wird mich schützen."

Helene flehte inbrünstig, daß er sie schirmen möge, und dann war ihr ganz leicht zu Muthe.

„Nun, lieber Gnom," sagte sie und klopfte ihn auf den Hals, „wir haben Beide heute ein gutes Werk zu thun; benimm Dich, wie es einem guten kleinen Pferde zukommt."

Gnom antwortete mit einem fröhlichen Wiehern, als hätte er sagen wollen: „Nur nicht ängstlich!" Und sie trabten davon. Aber immerhin war es ein unangenehmer Ritt. Helene mochte thun, was sie

wollte, sie fürchtete sich ein Wenig, als sie sich auf der langen Straße befand, wo sie noch nie allein gewesen war.

Es standen unterwegs nicht viele Häuser; die wenigen, die da waren, sahen sie fremd an. Helene wußte nicht recht, wo sie war, noch wie weit das Ziel ihres Rittes sei; es schien ihr fern zu sein — sie kam sich ziemlich verlassen vor und scheute sich ein Wenig, Leuten zu begegnen, und hätte doch auch gern gewollt, daß die Zwischenräume zwischen den Einzelnen nicht so weit gewesen wären. Sie wiederholte bei sich: „Ich handle recht, Gott wird mich schützen.“ Dennoch fühlte sie in ihrem Herzen ein banges Zittern. Bisweilen klopfte sie ihren Pony auf den Hals und sagte: „Trabe zu, lieber Gnom, wir werden bald dort sein;“ aber es geschah nur, um sich selbst Muth zuzusprechen, denn Gnom brauchte gewiß keine Ermunterung und trabte wacker zu. Dann dachte sie an Mr. Vanbrunt, wie sie ihn auf der Scheuntenne liegen gesehen hatte. Und es wurde ihr unwohl und elend zu Muthe; sie vergoß auf ihrem Ritte viele Thränen, so oft sie an ihn dachte. „Der Himmel wird ein guter Ort sein,“ dachte die kleine Helene, als sie weiter ritt, „da wird es keine Krankheit, keinen Schmerz, keine Sorgen geben. Aber Mr. Vanbrunt! Ich möchte wissen, ob er auf den Himmel vorbereitet ist?“ Dies war ein neuer Stoff des Nachdenkens und der Un=

ruhe, der nicht zum ersten Male Helenen in den Sinn kam, und so verfloß die Zeit, bis sie über die kleine Flußbrücke kam und die Häuser von Thirlwall in der Entfernung sich hinzogen. Da wurde sie ruhiger. Lange zuvor hatte sie sich bedacht, wo sie Doctor Gibson finden würde, und hatte vergessen, Jenny zu fragen. Einen Augenblick warf Helene die Zügel über; aber es war zu weit, um zurück zu reiten, und sie erinnerte sich Niemandes, der ihr sagen konnte, wo der Doctor wohnte. Als sie nach Thirlwall kam, fand Helene, daß sie Niemand gern fragen würde. Sie erinnerte sich ihrer alten Freundin Mrs. Forbes im Gasthofe zum Stern, und entschloß sich, zuerst dahin zu gehen. Sie ritt langsam die Straße hinauf und sah sich sorglich um, bis sie an das Haus kam. Es war kein Mißverständniß; es war noch derselbe große Stern vor der Thür, der ihr Auge vom Kutschenfenster aus gefesselt hatte. Und noch derselbe Knecht Sam war da und lungerte im Hofe. Helene hielt die Zügel an und bat ihn, Mrs. Forbes zu fragen, ob sie so gut sein und eine Minute zu ihr heraus kommen wolle. Sam warf einen langen Yankee-Blick nach ihr und verschwand, und kam sofort mit der Wirthin zurück.

„Wie geht es Ihnen, Mrs. Forbes?“ sagte Helene und streckte ihr die Hand entgegen; „kennen Sie mich noch? Ich bin Helene Montgomery, gegen die Sie so freundlich waren, und der sie Brod und Milch

gaben, als sie zum ersten Male hierher kam — Miß Fortuna's —"

„O! Gott segne das liebe kleine Herz," rief sie, „ob ich sie nicht kenne, und ob ich mich nicht freue, sie zu sehen! Sie müssen mir einen Kuß geben. Gott segne Sie! Ich konnte ja nicht vermuthen, daß Sie in Jerusalem waren; und die Sonne schien mir in die Augen, daß sie mich fast blendete. Aber sind Sie groß geworden! Sie vergessen? gewiß nicht! Einer Ihrer Freunde würde mich dies nicht so bald thun lassen; wenn ich Sie nicht gesehen habe, habe ich wenigstens von Ihnen gehört. Aber was sitzen Sie da in der Sonne? Kommen Sie herein, kommen Sie herein, und ich will Ihnen heute etwas Besseres geben, als Brod und Milch. Steigen Sie ab."

„O! ich kann nicht, Mrs. Forbes," sagte Helene, „ich habe große Eile: Mr. Vanbrunt hat das Bein gebrochen und ich will den Doctor holen."

„Mr. Vanbrunt das Bein gebrochen?" rief die Wirthin. „Um Himmels Willen! wie machte er das? Und gerade er?"

„Er fiel durch die Fallthür in die Scheune herab, und ich will den Dr. Gibson bitten, sobald als möglich zu ihm zu kommen. Wo wohnt er, Mrs. Forbes?"

Dr. Gibson? den werden Sie nicht zu Hause finden, meine Liebe, er geht irgendwo seinen Geschäften nach. Aber wie kam es, daß die Fallthür offen

stand, und daß Mr. Vanbrunt es nicht sah, ehe er den Fuß hineinsteckte? Ei du meine Liebe! Es thut mir wirklich leid, daß Sie mirs erzählt haben. Wie kam es denn, mein liebes Kind? Ich bin wirklich neugierig, es zu hören."

„Ich weiß es nicht, Mrs. Forbes, aber wo soll ich Dr. Gibson finden? sagen Sie mirs, er muß doch jetzt da sein. O! helfen Sie mir, wo soll ich ihn suchen?"

„Nun, ich sage," erwiderte die Wirthin und trat einen Schritt zurück, „es ist sehr unwahrscheinlich, daß er zu dieser Zeit zu Hause ist. Sam, Du fauler Schlingel, Du hast nichts zu thun, als Maulaffen feil zu haben, hast Du den Doctor heute Vormittag vorbei gehen sehen?"

„Ich sah ihn zu Miß Perriman gehen," sagte Sam, „Miß Perriman lag im Sterben, wie Jim Barsto sagte."

„Wie lange ist das her?" fragte seine Herrin.

Aber Sam reckte sich und streckte sich, und sah überall hin, nur nicht nach Helenen und Mrs. Forbes, und „wußte es nicht."

„Nun dann," sagte Mrs. Forbes zu Helenen gewendet, „würden Sie gut thun nach der Post zu gehen. Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich sogleich Dr. Marshchalk holen. Er ist ein hübscherer Mann, als Dr. Gibson einen Tag im Jahre. Und er ist auch nicht so erschrecklich theuer, und das

ist auch etwas werth; ich würde Dr. Marshchalk nehmen. Sie sagen, er hat bei Beinbrüchen nicht seines Gleichen im Lande. Es ist dies eine wahre Gabe, die er von der Natur bekommen."

Aber Helene sagte, Mr. Vanbrunt wolle Dr. Gibson haben, und sie müsse ihn finden, wenn es möglich wäre.

„Nun," sagte Mrs. Forbes, „Jeder hat seine Liebhaberei; ich würde Dr. Gibson nicht mit ein Paar Zangen an mich kommen lassen. Indeß, wenn Sie ihn finden müssen, so gehen Sie am besten geraden Wegs nach der Post und fragen dort nach ihm; vielleicht werden Sie ihn treffen."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Helene; „wo ist die Post?"

„Es ist das weiße Haus da unten an der Straße," sagte die Wirthin, indem sie mit ihrem Finger nach einer Gegend zeigte, wo Helene keinen Mangel an weißen Häusern fand. „Sehen Sie den großen rothen Laden, vor dem der Mann steht? Das nächste weiße Haus gehört Miß Perriman. Gehen Sie nur gerade hinein und fragen Sie nach Dr. Gibson. Behüte Sie Gott, meine Liebe! Es thut mir wirklich leid, daß Sie nicht hereinkommen können, — das erste, weiße Haus."

Helene war froh los zu kommen und ritt im scharfen Trabe nach der Post. Niemand war vor der

Thür. Es half nichts, sie mußte absteigen und hinein gehen, wiewol sie die Leute nicht kannte.

„Warte eine Minute auf mich, lieber Gnom,“ sagte sie, „sei gut, liebes Pferdchen.“

Um Gnom brauchte ihr nicht bange zu sein. Er stand, wie wenn er ein Jahrhundert sich nicht wieder von der Stelle regen wollte. Zuerst, als Helene hineinging, sah sie Niemand auf der Post; dann guckte aus einer Oeffnung, in einer Art Verschlag in einer Ecke, ein Gesicht heraus und fragte, was sie wünschte.

„Ist Dr. Gibson hier?“

„Nein,“ erwiderte der Besitzer des Gesichts mit einem unangenehmen Lächeln.

„Ist das nicht Miß Perrimans Haus?“

„Sie sind schon in der rechten Schmiede, meine Liebe, das unterliegt keinem Zweifel,“ sagte der junge Mann. „Aber dann ists nicht Dr. Gibsons Haus, wie Sie wissen werden.“

„Können Sie mir nicht sagen, wo ich ihn finden kann, Sir?“

„In der That, das kann ich nicht, der Doctor sagt mir nie, wohin er geht, und ich frage ihn nie darnach. Es thut mir leid, daß ich es heute Morgen nicht gethan habe, Ihretwegen.“

Seine Art und Weise und sein Blick machten die Worte außerordentlich unangenehm, und dann hatte Helene auch ein unbehagliches Gefühl, das ihr nicht neu war. Wo hatte sie den Menschen schon ge-

sehen? Sie zerbrach sich den Kopf darüber. Wo anders als im Traume konnte sie dieses freche, häßliche Gesicht, dieses entsetzliche Lächeln, dieses sandfarbige Haar gesehen haben? — Sie wußte es, es war Mr. Saunders, der Commis, welcher ihr bei St. Clair und Fleury den Merino verkauft hatte. Sie erkannte ihn, und es that ihr sehr leid, daß er auch sie erkannt hatte. Sie wünschte nun weiter nichts, als so schnell als möglich aus dem Hause zu kommen. Aber als sie sich umwandte, sah sie einen anderen Mann, der älter war und respectabel aussah, und dessen Gesicht sie ermuthigte, noch ein Mal zu fragen, ob **Dr.** Gibson da sei.

Der Mann verneinte es; er wäre dagewesen und fortgegangen.

„Wissen Sie nicht, wo ich ihn möglicher Weise finden würde, Sir?"

„Nein, ich bedaure es," sagte er. „Wer verlangt nach ihm?"

„Ich wünschte ihn zu sehen, Sir."

„Ihretwegen?"

„Nein, Sir, Mr. Vanbrunt hat das Bein gebrochen und wünscht, daß **Dr.** Gibson zu ihm kommen und es wieder einrichten soll."

„Mr. Vanbrunt?" sagte er. „Der Farmer Vanbrunt, der in der Nähe des Catsback wohnt? Das thut mir sehr leid. Wie kam denn das?"

Helene erzählte so kurz wie möglich und fragte nochmals, wo sie wol **Dr.** Gibson finden könne.

„Nun," sagte er, „der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, wird der sein — wie kamen Sie hierher?"

„Zu Pferde, Sir."

„Ah! sehr wol. Das Beste wird sein, wenn Sie nach seinem Hause reiten, vielleicht hat er dort etwas hinterlassen, und auf alle Fälle können Sie hinterlassen, daß er hinaus kommen soll, sobald er nach Hause kommt. Wissen Sie, wo der Doctor wohnt?"

„Nein, Sir."

„Kommen Sie hierher," sagte er, indem er sie an die Thür zog, „Sie können es von hier aus sehen; aber Sie müssen die Straße hinaufreiten, bis Sie an zwei Kirchen vorüber gekommen sind; die erste zur Rechten, und dann ein gut Stück weiter, kommen Sie an eine zweite von rothen Ziegeln, die linker Hand steht; und **Dr.** Gibson wohnt auf der zweitnächsten Straße auf der anderen Seite. Jedermann wird Ihnen das Haus sagen. Ist das Ihr Pferd?"

„Ja, Sir; ich danke Ihnen recht sehr."

„Nun, was wollte ich doch gleich sagen! Wenn Sie nicht das schönste Geschirr in Thirlwall haben — soll ich Ihnen helfen? Wollen Sie einen Stuhl haben?"

„Nein, ich danke Ihnen, Sir; ich werde mein

Pferd an die Stufe ziehen, das geht eben so gut. Ich bin Ihnen sehr verbunden, Sir."

Er schien ihren Dank nicht zu hören; er war ganz Auge und sah ihr mit seinem Schreiber nach bis sie ihm aus dem Gesicht war.

Die arme Helene fand den Weg bis zum Doctor sehr weit. Die Post war fast am unteren Ende der Stadt, und das Haus des Doctors fast an dem oberen. Sie kam an einer Kirche vorüber und dann an der anderen. Aber zwischen beiden lag eine weite Strecke; oder wenigstens schien es ihr so. Glücklicherweise schien Gnom gar nicht müde zu sein; seine kleine Herrin war müde und entmuthigt dazu. Und während der ganzen Zeit lag der arme Mr. Vanbrunt draußen ohne Arzt! Sie durfte gar nicht daran denken. Sie sprang herunter, als sie an die Straße kam, von der ihr gesagt worden war, und fand gleich das Haus, wo Dr. Gibson wohnte. Sie klopfte an die Thür. Eine Frau mit grauem Haar und einem wahren Tod- und Leben-Gesicht erschien.

Helene fragte nach dem Doctor.

„Er ist nicht zu Hause."

„Wann wird er zu Hause sein?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Vor Tische?"

Die Frau schüttelte den Kopf; „ich glaube nicht, daß er so spät ausbleibt."

„Wo ist er hingegangen?"

„Nach Babcock zu einer Consumtion. Babcock ist ziemlich weit.“

Helene dachte eine Minute nach.

„Können Sie mir sagen, wo **Dr.** Marshchalk wohnt?“

„Ich glaube, Sie würden besser thun, zu warten bis **Dr.** Gibson zurückkommt,“ sagte die Frau schmeichelnd, „er wird sehr bald zurück sein. Wenn Sie mir Ihren Namen hinterlassen wollen, so will ich ihm denselben geben.“

„Ich kann nicht warten,“ sagte Helene, „ich bin in entsetzlicher Eile! Wollen Sie so gut sein mir zu sagen wo **Dr.** Marshchalk wohnt?“

„Nun, wenn Sie in so großer Eile sind, können Sie freilich nicht warten. Sie wissen, wo Miß Forbes wohnt?“

„Im Gasthofe zum Stern? Ja.“

„Er wohnt einige Thüren auf hierher zu. Sie werden das Haus auf den ersten Blick erkennen, es ist hellgelb angestrichen.“

Helene dankte ihr, stieg noch ein Mal auf und ritt die Straße hinunter.

Ende des vierten Bandes.



Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Schmuggler und Wilderer.

Ein Roman.

Aus dem Englischen übersetzt
von
Dr. Ernst Susemihl.
3 Bände. 2 Thlr.

Costal der Indianer.

Historischer Roman.

Scenen aus dem mexikanischen Befreiungskriege.
Von
Louis von Bellemare
(Gabriel Ferry.)
Nachgelassenes Werk.
Aus dem Französischen
von
W. L. Wesché.
4 Bände. 2 Thlr.

Auriol

oder

Das Lebenselixir.

Ein Roman
von
W. H. Ainsworth.
Aus dem Englischen
von
Dr. E. Susemihl.
2 Bändchen 20 Ngr.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Yatnina.

Roman.

Von

F. W. Ebeling.

1 Thlr. 15 Ngr.

Die verstoßene Tochter,

oder die Fügung des Himmels.

Roman

aus der letzten polnischen Revolution

von

A. Leibrock.

2 Bände. 2 Thlr.

Der Sohn einer Mutter.

Wahre Begebenheit

aus dem deutschen Befreiungskriege

von

A. Leibrock.

2 Bände 2 Thlr.

Juden und Christen

oder

die Civilehe.

Eine Geschichte aus Hamburg.

Von

Elisa, Baronin von ....

2 Bände. 1½ Thlr.